

Text aus: [Dieter Suhr: Der Kapitalismus als monetäres Syndrom](#)
Campus Verlag, 1988, ISBN 3-593-33999-4
(Im August 1999 gescannt, korrekturgelesen und ins Web gestellt von [W. Roehrig](#).)

Inhaltsverzeichnis

1. Kapitel	Die Frage nach den Ursachen des „Kapitalismus“	2
I. Scheidung der Arbeiter von den Verwirklichungsbedingungen der Arbeit.....		2
1. Die „Polarisation“ von Kapital und Arbeit.....		2
2. Der Vorschub des Kapitalisten an die Arbeiter		3
3. Das Geld als Verwirklichungsbedingung der Arbeit		4
II. „Geldkapitalist“ und „industrieller Kapitalist“.....		4
1. Geldzins und industrieller Profit.....		5
2. Geldzins als vorausgesetztes Resultat.....		5
3. Die Ausbeutung der Scheidung von Verkauf und Kauf		6
III. Nicht „Das Kapital“, sondern „Das Geld“		7
2. Kapitel	Geld als Äquivalent und als Nicht-Äquivalent von Ware	10
I. Geld als Äquivalent von Ware.....		10
1. Geld als allgemein-gesellschaftliche Äquivalentform der Ware		10
2. Geld als Wertmaß der Äquivalenz.....		10
3. Das Zahlungsmittel als äquivalente Inkarnation von Arbeit		11
4. Naive Schatzbildung und kapitalistische Akkumulation		11
5. Offene Fragen.....		11
II. Geld als ein der Ware überlegenes Nicht-Äquivalent		12
1. Geld als schlagfertige gesellschaftliche Macht in privater Hand		13
3. Asymmetrie von Verkauf und Kauf.....		14
4. Neutralisierung der Asymmetrie durch Rollentausch?		17
III. Deutung der Äquivalenz und Nicht-Äquivalenz		19
3. Kapitel	Der Mehrwert des Geldes als das „Geheimnis der Plusmacherei“	20
I. Der Gebrauchswert von Geld als „Quelle von Wert“		21
1. Der Gebrauchswert des Geldes.....		21
2. Die Produktion des Gebrauchswertes von Geld		22
3. Das den Gebrauchswert des Geldes konstituierende Austauschbedürfnis		22
4. Widersprüchlichkeiten beim „Gebrauchswert des Geldes“		23
5. Zins als Preis des auf sich selbst bezogenen Geldes		24
6. Geld als Liquiditäts- und Transaktionsmedium		25
II. Der Kapitalismus als Folge des Geldsystems		26
1. Die gesellschaftliche Produktion des Liquiditätsnutzens von Geld		26
2. Kapitalistische Privatisierung des Liquiditätsnutzens		27
3. Kapitalistische Verteilung der Liquiditätskosten		28
III. Kapitalistische Eigentumsformen als Folge kapitalistischen Geldes		29
IV. Der Mehrwert von Kapital und die anderen Profite		29
4. Kapitel	Geld ohne Mehrwert	30
I. Neutralisierung des monetären Privilegs		30
1. Keynes: Durchhaltekosten für monetäre Liquidität		30
2. Geldnutzen und Geldkosten aus monetaristischer Sicht.....		36
3. Sachkapitalwährung?.....		37
II. Monetäre Techniken eines postkapitalistischen Zirkulationssystems		38
1. Steuern oder Gebühren auf monetäre Liquidität		39
2. Selbsthilfetechniken für ein Geld ohne Mehrwert		39
III. Prinzipien einer freiheitlich-sozialen Geldpolitik.....		43
1. Stabile Währung.....		43
2. Austauschfreiheit als Grundlage der marxistischen Kritik der Ökonomie.....		43
3. Das monetäre Tauschwertsystem als „System der Gleichheit und Freiheit“		44
IV. Das allgemeine Interesse als bloße Allgemeinheit der selbstsüchtigen Interessen?.....		48
1. Das System der Bedürfnisse.....		48
3. Der Mensch als Gemeinschaftswesen.....		49
2. Das Gemeinwesen.....		49
Literaturverzeichnis.....		51

1. Kapitel

Die Frage nach den Ursachen des „Kapitalismus“

Karl Marx hat, wie keiner vor ihm, kapitalistische Ausbeutungszusammenhänge und kapitalistische Machtstrukturen analysiert. Im folgenden geht es nicht um sämtliche Folgen und Fernwirkungen dieser kapitalistischen Produktionsverhältnisse, sondern nur um entscheidende ökonomische Wurzeln und Grundstrukturen des Kapitalismus selbst: um die elementarsten wirtschaftlichen Gegebenheiten und Zusammenhänge, auf die die kapitalistischen Erscheinungsformen der Wirtschaft mit dem Mehrwertsyndrom, mit der Ausbeutung und mit der Akkumulation von wirtschaftlicher Macht im wesentlichen zurückzuführen sind.

I. Scheidung der Arbeiter von den Verwirklichungsbedingungen der Arbeit

1. Die „Polarisation“ von Kapital und Arbeit

Die elementarste sozio-ökonomische Struktur, die den Kapitalismus konstituiert, ist nach Marx wirtschaftsgeschichtlich vorgegeben, und zwar hervorgegangen aus der ökonomischen Struktur der feudalen Gesellschaft: „Das Kapitalverhältnis setzt die Scheidung zwischen den Arbeitern und dem Eigentum an den Verwirklichungsbedingungen der Arbeit voraus.“ (Marx 1890, S. 742) Geld und Ware seien nämlich nicht von vornherein Kapital. Sie müßten erst verwandelt werden:

„Zweierlei sehr verschiedene Sorten von Warenbesitzern müssen sich gegenüber und in Kontakt treten, einerseits Eigner von Geld, Produktions- und Lebensmitteln, denen es gilt, die von ihnen geeignete Wertsomme zu verwenden durch Ankauf fremder Arbeitskraft; andererseits freie Arbeiter, Verkäufer der eignen Arbeitskraft und daher Verkäufer von Arbeit. (...) Mit dieser Polarisation des Warenmarktes sind die Grundbedingungen der kapitalistischen Produktion gegeben.“ (S. 742)

Wer also den Kapitalismus überwinden will, der muß die „Scheidung zwischen den Arbeitern und dem Eigentum an den Verwirklichungsbedingungen der Arbeit“ überwinden, – der muß das (Privat-)Eigentum an Produktionsmitteln in die Hand der Arbeiter zurückgeben, – der muß die kapitalistischen Formen des Eigentums durch andere ersetzen.

Diese Konsequenz scheint innerhalb des marxistischen Denkens ebenso grundlegend wie überzeugend zu sein. Wenn man es unternimmt, sie dennoch im Geiste der Kritik der politischen Ökonomie zu hinterfragen, läuft man Gefahr, sich lächerlich zu machen.

Meine Fragen lauten gleichwohl:

- Genügt es wirklich, das Eigentum an den Produktionsmitteln zu vergesellschaften, um den Kapitalismus zu beseitigen?
- Ist das wirklich erforderlich?
- Würde es nicht hinreichen, die Bedingungen, zu denen die Besitzer von Produktionsmitteln und die Besitzer von Arbeitskraft miteinander verhandeln, Verträge schließen und zusammenarbeiten, derart fair auszugestalten, daß nicht länger die Eigentümer der Produktionsmittel am längeren Hebel sitzen und die Eigentümer eigener Arbeitskraft den kürzeren ziehen?
- Und ist es nicht auch in jedem Falle erforderlich, die Bedingungen fair zu gestalten, zu denen Anbieter und Nachfrager von Arbeit aufeinandertreffen, – ganz unabhängig davon, wem die Produktionsmittel gehören?

2. Der Vorschub des Kapitalisten an die Arbeiter

In der Tat: Nicht allein, daß die Kapitaleigner über Kapital verfügen, macht die Arbeiter von ihnen abhängig und verursacht den Kapitalismus. Die Abhängigkeit der Produzenten vom Kapitalisten beruht vielmehr auf einer weiteren Bedingung: Bevor die Produzenten produzieren können, bevor sie ihre Produkte verkaufen und als Konsumenten selbst wieder kaufen können und bevor sie diese ihre eigenen Produkte am Ende konsumieren können, sind sie auf einen Vorschub angewiesen:

„Der Kapitalist schießt das Gesamtkapital vor (...); er kann die Arbeit nur exploitieren, indem er gleichzeitig die Bedingungen für die Verwirklichung dieser Arbeit, Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstand, Maschinerie und Rohstoff vorschießt.“ (Marx 1894, S. 51)

Angenommen, die Besitzer von Arbeit wären auf einen Vorschub in Gestalt realer Produktionsmittel gar nicht angewiesen. Angenommen nämlich, diese Arbeiter könnten sich als potentielle Produzenten Geld leihen, ohne dafür mit Zinsen belastet zu werden, also auch, ohne so gleich Mehrwert abführen zu müssen: Dann könnten diese potentiellen Produzenten Lebensmittel und Produktionsmittel nachfragen und erwerben. Sie könnten ihre eigene Produktion aufbauen. Der Besitzer von sachlichen Produktionsmitteln bliebe auf seinen Produktionsmitteln nebst deren Kosten sitzen. Er würde also Verluste machen, wenn er sich nicht dazu herabließe, sie zu verkaufen oder zu Selbstkosten für Produktionszwecke zu Verfügung zu stellen.

Es könnte also sein, daß es gar nicht so sehr die Eigentumsverhältnisse sind, die als Trennwand zwischen Arbeit und Produktionsmitteln stehen. Diese Trennwand zwischen der Arbeit und den Arbeitsmitteln ist durch Vertrag schnell überwunden. Es erscheint vielmehr als denkbar, daß die „Verwirklichungsbedingungen“ für die Arbeit deshalb so schlecht sind, weil die Arbeit („das Angebot“) im Transaktionssystem des volkswirtschaftlichen Güteraustausches im Verhältnis zum Geld („Nachfrage“) unter Druck steht und so erpreßbar wird.

Zu den „Verwirklichungsbedingungen der Arbeit“ gehören nämlich womöglich nicht nur

sachliche Produktionsmittel, sondern gehört womöglich auch, daß die Eigentümer, die Produzenten und die Konsumenten in Austausch miteinander treten: Die Bedürftigen, die Arbeitswilligen und die Besitzer der übrigen Produktionsmittel müssen miteinander ins Geschäft kommen.

Denn was sie besitzen, hat keinen Gebrauchswert für sie selbst, sondern nur für andere: Jeder hat Waren, die die jeweils anderen brauchen, und erst durch den doppelten Austausch z.B. der Ware „Arbeit“ gegen die Äquivalentform aller Waren „Geld“ und des Geldes gegen Lebensmittel kommt der Arbeiter zum Ziel seiner Bedarfsbefriedigung: „Alle Waren sind Nicht-Gebrauchswerte für ihre Besitzer, Gebrauchswerte für ihre Nichtbesitzer. Sie müssen also allseitig die Hände wechseln.“ (Marx 1890, S. 100; Hervorhebung von mir) Dieser Händewechsel aber funktioniert praktisch nur noch vermittels des Geldes in seiner Funktion als Zirkulationsmittel, „welches die an und für sich bewegungslosen Waren zirkuliert, sie aus der Hand, worin sie Nicht-Gebrauchswerte, in die Hand überträgt, worin sie Gebrauchswerte (werden)“. (S. 130) Ohne das Geld bewegen sich die Waren nicht!

3. Das Geld als Verwirklichungsbedingung der Arbeit

Der wechselseitige Austausch der Waren wird durch das Geld vermittelt. Wer über diesen Mittler „Geld“ verfügt, der beherrscht den Austauschmittler. Wer den Mittler beherrscht, beherrscht den Austausch selbst. Wer den Austausch beherrscht, der kontrolliert das Zirkulationssystem. Und dieses Austauschsystem ist die elementare „Verwirklichungsbedingung der Arbeit“ in einer arbeitsteiligen Wirtschaft.

Der Geldkapitalist, der das Austauschmedium in der Hand hat, der hat es auch in der Hand, den wirtschaftlichen Verkehr zwischen den Eigentümern von sachlichen Produktionsmitteln, den Arbeitern und den Konsumenten zu verhindern oder nach eigenem Wunsch und Profitinteresse zu beeinflussen.

Man könnte jetzt, nach den Gedanken zum Geld als der allgemeinen ökonomischen Kommunikationsbedingung für Produzenten und Konsu-

menten, auf folgende Idee verfallen:

Läßt sich die Abhängigkeit der potentiellen Produzenten und Konsumenten vom Kapitalisten vielleicht einfach dadurch aus der Welt schaffen, daß man ein besseres monetäres Tauschsystem ausdenkt und einrichtet, ein Geldsystem oder Verrechnungssystem, in dem nicht mehr allein durch Überlassung des Tauschmediums „Geld“ Mehrwert von Vorschußnehmern erhoben und an Vorschußgeber abgeführt wird? Dieser Gedanke ist allerdings nicht neu. Gray (1831, 1848), Bray (1848) und Proudhon (1851) sowie viele andere haben sich mit dem Geld als ungleichem Tauschmittler befaßt und überlegt, wie man die durch das Geld hervorgerufenen Ungerechtigkeiten und Probleme überwinden könne.

Marx allerdings hat sich über diese Kritiker der Ökonomie am Ende nur kritisch lustig gemacht: Sie hätten nicht begriffen, worum es gehe.

(Marx 1890, S. 82f.; Suhr 1983, S. 12ff.)

„Durch allerlei Künsteleien“ am Geld wollten diese Kritiker Gegensätze abbauen, die tiefer liegende, wirtschaftsgeschichtliche Ursachen hätten und zu denen das Geld nur die oberflächliche, bloß „sinnfällige Erscheinung“ sei. Ein Angriff auf das Geld würde alles beim alten lassen: „Man schlägt dann auf den Sack und meint den Esel.“ (Marx 1857/8, S. 152)

Dadurch, „daß man die Formen des Geldes verändert“, ließen sich die ökonomischen Widersprüche nicht aufheben:

„Das Geld bringt diese Widersprüche nicht hervor; sondern die Entwicklung dieser Widersprüche und Gegensätze bringt die scheinbar transzendente Macht des Geldes hervor.“

„Es ist nötig, dies klar zu erkennen, um sich keine unmöglichen Aufgaben zu stellen und die Grenzen zu kennen, innerhalb derer Geldreformen und Zirkulationsumwandlungen die Produktionsverhältnisse (...) neugestalten können.“ (Marx 1857/8, S. 64f.)

Aber auch im Werk von Karl Marx selbst finden sich deutliche Anhaltspunkte dafür, daß das Geld eine Rolle spielt, die es gegenüber Waren und sachlichen Produktionsmitteln auszeichnet: eine dominierende kapitalistische Rolle. Diesen Hinweisen bei Marx selbst werde ich nachgehen, um die Folgerungen zu ziehen, die sich dann aufdrängen.

II. „Geldkapitalist“ und „industrieller Kapitalist“

Abgesehen von den geldtheoretischen Fragen, um die es in den kommenden Abschnitten geht, spiegelt sich die Problematik auch in der Art und Weise, wie Marx zwischen dem Geldgeber als dem Geldkapitalisten auf der einen Seite und dem tätigen Unternehmer als dem industriellen oder auch fungierenden Kapitalisten auf der anderen Seite unterscheidet (1857/8, S. 224f.; 1862/3, S. 465ff.; 1894, S. 383ff.) und wie er dabei seine Schwierigkeiten hat.

1. Geldzins und industrieller Profit

Zum einen erkennt Marx in bezug auf das Geld sehr wohl:

„Nun existiert aber historisch das zinstragende Kapital als eine fertige überlieferte Form und daher der Zins als fertige Unterform des vom Kapital erzeugten Mehrwerts, lange bevor die kapitalistische Produktionsweise und die ihr entsprechenden Vorstellungen von Kapital und Profit existierten.“ (Marx 1894, S. 389)

Geldkapital hat also seinen Mehrwert immer schon erzeugt, bevor Kapital und Arbeit getrennt waren in der Art, wie Marx es für das industrielle Zeitalter beschreibt. Und Geldkapital erzeugt seinen Mehrwert nach wie vor auch dann, wenn damit gar nicht produktiv gearbeitet wird, sondern etwa bloß Schulden getilgt oder Konsumgüter finanziert werden. So ist das Geldkapital ein „für den Verleiher in der Tat vom Prozeß des Kapitals unabhängiges Kapital“. In diesem Fall ist der Zins ein „von der kapitalistischen Produktion – der Erzeugung des Mehrwertes – als solcher unabhängiger fact“. (Marx 1862/3, S. 477f.)

Zum anderen aber entsteht der Mehrwert, von dem der Zins ein Teil ist, nach Marx erst und nur im kapitalistischen Produktionsprozeß: „Das zinstragende Kapital bewährt sich nur als solches, soweit das verliehene Geld wirklich in Kapital verwandelt und ein Überschuß produziert wird, wovon der Zins ein Teil (ist).“ (Marx 1862/3, S. 479; 1894, S. 394) Das heißt: Obwohl das mehrwertzeugende Kapital historisch „eingewachsen“ (1894, S. 394) und vorhergegangen ist, und obwohl es als Kapital in den Prozeß als

Grundlage immer schon eingeht, ist es doch auch immer erst das Resultat:

„Dies eine Moment nun, getrennt vom kapitalistischen Produktionsprozeß selbst, dessen stetes Resultat es ist und als dessen stetes Resultat es seine stete Voraussetzung ist, drückt sich nun darin aus, daß Geld (und) Ware an sich latent Kapital sind.“

„Der Zins erscheint daher als der dem Kapital als Kapital, dem bloßen Eigentum des Kapitals geschuldete Mehrwert, den es aus dem Produktionsprozeß herausbringt, weil es als Kapital in ihn eingeht (...); der industrielle Profit dagegen (erscheint) als Teil des Mehrwertes, der dem funktionierenden Eigentümer, funktionierenden Kapital zukommt.“ (1862/63, S. 468)

Da bleibt zumindest einiges undeutlich. Die Erklärung des Kapitals durch die Identität von Voraussetzungen und Wirkung bleibt zirkulär dunkel. Die Paradoxien, die von Marx freilich eher als dialektische Wahrheiten oder Bestätigungen im Sinne von „Verkehrungen“ erlebt werden, setzen sich fort: Der Teil des Mehrwertes, den der fungierende industrielle Kapitalist einstreicht, erscheint gar nicht mehr als bloßer Mehrwert, sondern als Arbeitslohn für Direktionsarbeit, mithin als das „Gegenteil“ von Mehrwert, nämlich als „Äquivalent für vollbrachte Arbeit“:

„Wird ein Teil des Mehrwerts so in dem Zins ganz getrennt vom Exploitationsprozeß, so wird der andere Teil – im industriellen Profit – dargestellt als sein direktes Gegenteil, nicht Aneignung von fremder Arbeit, sondern Wertschöpfung eigener Arbeit. Dieser Teil des Mehrwertes ist also gar nicht mehr Mehrwert, sondern das Gegenteil, Äquivalent für vollbrachte Arbeit.“ (1862/3, S. 484-486) „Dieser Teil, wie schon A. Smith richtig herausfand, stellt sich rein dar, selbständig und gänzlich getrennt vom Profit (als Summe von Zins und Unternehmerngewinn), andererseits in dem Teil des Profits, der nach Abzug des Zinses als sogenannter Unternehmerngewinn übrigbleibt, in dem Gehalt des Dirigenten.“ (1894, S. 396f.)

So erscheint der industrielle Kapitalist selbst als ein vom Geldkapitalisten gekaufter Arbeiter und Handlanger, der von dem, was er aus dem Kapital herausholt, den Zins als Mehrwert abführen muß: Marx vergleicht ihn mit dem Sklaven-

treiber, der so gut bezahlt werden muß wie die Arbeit selbst. (1862/3, S. 485f.) Also deutet fast alles darauf hin, daß der Geldkapitalist als solcher am längeren Hebel sitzt, daß das Geldkapital nicht nur geschichtlich, sondern auch ökonomisch das „eigentliche“ Kapital darstellt. Der „industrielle Kapitalist“, der nach Marx der eigentliche Kapitalist ist, erbringt selbst Surplus-Arbeit, deren pekuniäres Äquivalent der Geldgeber einstreicht.

2. Geldzins als vorausgesetztes Resultat

Aber Marx kann sich Kapital und Mehrwert immer nur in Verbindung mit wertschöpfender Arbeit vorstellen. So muß Marx, was geschichtlich vorausgegangen ist und was ökonomisch in den Produktionsprozeß eingeht, als seine Voraussetzung zugleich zum Resultat des Produktionsprozesses definieren, um es dann als vorweggenommenes oder sonst wieder an den Anfang geholtes Ergebnis erklären zu können. (1862/3, S. 468)

Und er muß den „fungierenden“, den „industriellen Kapitalisten“ zum eigentlichen Kapitalisten machen, obwohl der ja das „direkte Gegenteil“ vom Mehrwert bekommt, nämlich ein „Äquivalent für vollbrachte Arbeit“. Ungeklärt bleibt dabei obendrein: Inwiefern ist der Zins ein Teil des Mehrwertes, der als Resultat des kapitalistischen Produktionsprozesses erscheint, wenn mit dem Geld gar nicht kapitalistisch produziert, sondern etwa eine Beerdigung bezahlt oder eine uralte Schuld endlich getilgt wird?

Offenbar hat der Geldkapitalist nicht nur die Macht, von produzierenden Schuldner (von „fungierenden Kapitalisten“) Zinsen zu verlangen, sondern auch von Schuldnern, die das Geld schlicht und einfach dazu brauchen, um damit wofür auch immer zu zahlen. Das wiederum deutet darauf hin, daß der Zins nichts oder nur sehr wenig und indirekt mit den produktiven Eigenschaften von Sachkapital zu tun hat, sehr viel aber mit der Eignung des Geldes zu Zwecken des Zahlens und Tauschens.

3. Die Ausbeutung der Scheidung von Verkauf und Kauf

In der Tat hat Marx gespürt, daß die Widersprüche des Kapitalismus nicht eigentlich mit der

Trennung von Arbeit und Eigentum auftauchen, sondern ihren Grund haben in der Aufspaltung des unmittelbaren Austausches in Verkauf und Kauf unter Einschaltung des Geldes. Es geht nicht nur um die Scheidung der Arbeiter von den Produktionsvoraussetzungen durch das Privateigentum an den Produktionsmitteln. Sondern es geht um die andere Scheidung der Produzenten, die etwas anbieten und verkaufen wollen, von den Konsumenten, die Bedürfnisse haben und etwas kaufen wollen, – und die beide nicht miteinander ins Geschäft kommen, es sei denn durch Verwendung von Geld. Man produziert und ist am Ende selbst der Käufer, der den Wert auch wieder abrufft, den man geschaffen hat, – freilich in anderer Brauchbarkeitsgestalt und vermittelt auf dem Umweg über die anderen.

Eigentlich ist jedermann „Konsument“, und jedermann möchte als „Produzent“ mit anderen die ebenfalls sowohl konsumieren als auch produzieren wollen, ins Geschäft kommen. Also geht es letztlich darum, daß man ganz allgemein mit seinesgleichen und indirekt mit sich selbst ins Geschäft kommen will durch Verkauf gegen Geld und Kauf unter Einsatz des Geldes.

In der Selbstversorgerwirtschaft herrschen Bedingungen, unter denen jeder noch weitgehend durch eigene Arbeit auf kurzgeschlossenem Wege „von der Hand in den Mund“ erzeugen kann, was er braucht und verbraucht. Das übrige wird durch den Familienverband, die nähere Gemeinschaft oder durch Tausch beschafft. Je weiter die Arbeitsteilung und die Monetisierung der Wirtschaft voranschreitet, desto ausschließlicher vollzieht sich die Selbstversorgung dann auf dem Umweg über eine dazwischengeschobene Fremdversorgung. Was einer erzeugt, kehrt zunächst nur in der Form von Geld zu ihm zurück, bevor es in Gestalt einer nützlichen Ware wiederkommt.

Damit nun die Kreise der doppelten oder vielmehr vielfach gestaffelten Fremdversorgungen in Gang kommen und sich wieder zur indirekten Selbstversorgung schließen können: damit also der Vorgang vom Produzenten über den Verkauf und Kauf zu ihm selbst als dem Konsumenten zurückführen kann, bedarf es des Geldes. Sonst bleibt er mit seinen Produkten von sich selbst als Konsumenten geschieden. Diese elementare Scheidung und Trennung durch Aufspaltung des Tausches in geldvermittelten Verkauf und Kauf

hat Marx gesehen, – und die Gefahren, die genau damit verbunden sind:

„Die Trennung von Verkauf und Kauf macht mit dem eigentlichen Handel eine Masse Scheintransaktionen vor dem definitiven Austausch zwischen Warenproduzenten und Warenkonsumenten möglich.“ Nämlich Geldbeschaffung, Kreditgewährung, Zinsen; und Marx fährt fort: Sie – also die Trennung von Verkauf und Kauf unter Einschaltung von Geld – „befähigt so eine Masse Parasiten, sich in den Produktionsprozeß einzudrängen und die Scheidung auszubeuten.“ (Marx 1859, S. 79)

Die Parasiten drängen sich dann freilich gar nicht in den Produktionsprozeß ein, sondern in den durch das Geld veränderten Austauschprozeß. Und die „Scheidung“ betrifft alle Tauschpartner in ihren neuen Rollen als Verkäufer und Käufer, nicht nur Eigentümer (an Produktionsmitteln) und Arbeiter (als Verkäufer ihrer Arbeitskraft). Weil dieser Unterschied nicht scharf gesehen wird, bleibt die Konsequenz undeutlich: „Dies heißt aber wiederum nur, daß mit dem Geld als der allgemeinen Form der bürgerlichen Arbeit die Möglichkeit der Entwicklung ihrer Widersprüche gegeben ist.“ (S. 79)

- Warum nur „Möglichkeit“?
- Und warum Geld als Form nur der „bürgerlichen Arbeit“?
- Drängt sich das Geld doch überall dazwischen, wo unter Verwendung von Geld gehandelt, getauscht, gewirtschaftet wird.

III. Nicht „Das Kapital“, sondern „Das Geld“

Marx hat viele Erkenntnisse und Beobachtungen mitgeteilt, die eine genaue Antwort auf die soeben gestellte Frage ermöglichen. Sie sollen im folgenden zusammengestellt und konsistent miteinander verbunden werden. Es versteht sich, daß ich dabei zunächst möglichst systemintern vorgehe, also in der Sprache und Denkweise, die Marx selbst verwendet hat, auch wenn sie in mancherlei Hinsicht heute nicht mehr aktuell erscheint.

Es wird sich zeigen: Geld ist zwar einerseits ein Äquivalent der Ware, andererseits aber als „schlagfertiges“ ökonomisches Machtmittel in

privater Hand den Waren im Verkehr signifikant überlegen. Geld ist also im Hinblick auf den Wirtschaftsverkehr auch ein Nicht-Äquivalent der Ware.

Geld ist eine Art bequemer ökonomischer Sprache, mit deren Hilfe sich andere Güter leichter bewegen lassen. Am Ende kann man die Güter kaum noch anders bewegen als mit Hilfe des Geldes. Fehlt Geld, so kommen Verkäufer und Käufer, Produzenten und Konsumenten nicht mehr ins ökonomische Gespräch miteinander. Sie bleiben voneinander geschieden, weil ihnen die Kommunikationsbedingung „Geld“ fehlt. Fehlt den Partnern in der Wirtschaft das Geld, so ist das, als fehlte zwei klugen und gesprächigen Philosophen die Sprache. Wer den beiden ihre Sprache wiedergeben kann, vermag ihren Gesprächsbedarf auszubeuten. Und wer Geld bietet, der kann dann den Zins als den Preis verlangen, den die Produzenten und Konsumenten dafür zu zahlen bereit sind, daß sie wieder miteinander ins Geschäft kommen.

Daraus resultiert eine fundamentale Polarisierung zwischen Geldgebern auf der einen Seite und Produzenten und Konsumenten auf der anderen Seite. Diese Polarisierung ist der pauschaleren marxistischen Polarisierung zwischen Eignern von „Kapital“ hier und von „Arbeit“ dort zwar sehr verwandt und ähnlich, weicht aber zugleich auch davon ab, und zwar in analytisch und praktisch sehr ergiebiger Weise.

Die elementare Polarisierung zwischen Geldgebern hier und Produzenten und Konsumenten dort ist umfassender. Sie differenziert zugleich schärfer: Sie begreift die Arbeiter in ihrer anderen Gestalt als Konsumenten mit ein. Sie erfaßt außerdem mit dem Begriff „Produzenten“ nicht nur die Arbeiter im herkömmlichen Sinne, sondern auch z.B. vermögenslose Unternehmer, die unternehmerische „Arbeit“ leisten wollen, daran aber gehindert bleiben, weil die Produktionsmittel in anderer Hand sind und ihnen das Geld fehlt, sich Produktionsmittel zu kaufen.

Wer Eigner von solcher eigenen unternehmerischen Arbeitskraft ist, der ist vom Kapitalisten zunächst einmal nicht weniger abhängig als andere Arbeiter. So klärt sich schon hier etwas von jener Paradoxie, daß der „industrielle Kapitalist“ einerseits am Gängelbände des Geldgebers hängt und daher als dessen verlängerter

Arm erscheint, andererseits aber selbst unternehmerische Arbeit leistet und insofern den Arbeitern ähnlicher ist als den Geldkapitalisten.

Die Elementarpolarisierung zwischen Geld auf der einen Seite und Produzenten und Konsumenten auf der anderen Seite erlaubt es auch, die These scharf und direkt zu formulieren, zu der einige Beobachtungen von Marx selbst meiner Einschätzung nach hinführen: Wer am Geldhebel sitzt, kann nicht nur die Arbeiter, sondern auch alle übrigen Produzenten und alle Konsumenten ausbeuten! Er kann sich insbesondere Unternehmer kaufen, die für ihn den „fungierenden“, den „industriellen Kapitalisten“ spielen. Er ist nämlich Herr über das allgemeine gesellschaftliche Transaktionsmedium „Geld“.

Ohne Geld können die anderen weder ihre Bedürfnisse als aktuelle Nachfrage geltend machen, noch können sie ihre Produktion vorfinanzieren, noch können sie ihre Produkte austauschen und bezahlen.

Wer über die Kompetenzen aus dem Geld verfügt, der ist nicht nur Herr der Produktionsmittel. Er ist sogar Herr des gesamten monetären Zirkulationssystems. Und wer die Bedingungen der Zirkulation in der Hand hat, der hat die Produktionsmittel allemal in der Hand: Nichts bewegt sich, ohne daß er seine Mehrwertbedingungen, ohne daß er seine Mitspracherechte durchsetzt. Friedrich Engels hat das im Anti-Dühring sehr knapp aber anschaulich beschrieben:

„Die Wucherer verwandeln sich in Händler mit dem Zirkulationsmittel, in Bankiers, in Beherrscher des Zirkulationsmittels und des Weltgeldes, damit in Beherrscher der Produktion und damit in Beherrscher der Produktionsmittel, mögen diese auch noch jahrelang dem Namen nach als Eigentum der Wirtschafts- und Handelskommune figurieren.“
(Engels 1894, S. 284)

So zeigt Engels ungewollt zugleich recht gut, wie allen Genossenschaften, die wirtschaftlich tätig sind, eine Art kapitalistischer Unterwanderung und Umstrukturierung ins Haus steht, solange nicht die monetären Umweltbedingungen verändert sind.

Das kapitalistische System ist mithin noch radikaler und noch umfassender, als es nach der Marxschen Analyse „nur“ der Eigentumsverhält-

nisse scheint. Und „Das Kapital“ müßte eigentlich den Titel tragen „Das Geld“.

Auch in der neueren volkswirtschaftlichen Theorie zeichnet sich eine Argumentationsrichtung ab, die die Präponderanz des Geldes über das Sachkapital auf die eine oder andere Weise herausstellt. Gunnar Heinsohn und Otto Steiger (1981) haben die Diskussion eingeleitet mit dem Geld als Ausdruck der Schuldner-Gläubiger-Beziehung zwischen Vorschußgeber und Unternehmer. Hajo Riese (1983, 1985, 1986) hat eine tiefgreifende Theorie der Geldwirtschaft mit einer Dominanz oder Hierarchie des Geldvermögensmarktes über die Gütermärkte entwickelt: auf keynesscher, liquiditätstheoretischer Grundlage, aber auch mit dem Gläubiger-Schuldner-Ansatz wird die Profitrate zur Funktion des Geldzinssatzes und die Profittheorie eine Ableitung aus der Geldtheorie.

Auf der gleichen Linie liegen Marx-Deutungen, die jüngst Heinz-Peter Spahn (1986, S. 112ff.) vorgestellt hat: Der klassische Unternehmer, weit davon entfernt, Antreiber der wirtschaftlichen Entwicklung zu sein, sei selbst durch die Macht angetrieben, die das Geld über ihn habe, und zwar gerade deshalb, weil er es nicht habe. Wo Marx sich bemühe, den Unternehmer in der entscheidenden kapitalistischen Rolle zu zeigen, erscheine dieser gerade nicht auf der überlegenen Marktseite, sondern unter der Last seiner Verpflichtungen gegenüber dem Geldkapital. Ungewollt demonstrierte Marx die starke Stellung des Geldkapitals.

Spahn macht deutlich, daß der Zwang zur Kapitalverwertung die Folge eines Liquiditätsproblems ist:

„Der Unternehmer ist an die Kreditbereitschaft eines Vermögensbesitzers gebunden und hat die Schuld in einem Medium zu refundieren, das er selbst nicht schaffen kann. Die gegenüber dem Kreditgeber eingegangene Verpflichtung in Geld zwingt den Unternehmer dazu, eine Warenproduktion i.S. Der marxschen Formel $G-W-G'$ zu betreiben. (...) Die Attitüde, Wirtschaftsvorgänge in ‚realen‘ Terms zu beschreiben, verdeckt die Liquiditätproblematik.“ (S. 113)

Auch Keynes habe die marxsche Formel $G-W-G'$ benutzt, um den geldwirtschaftlichen Verwertungsakt der Produktion zu betonen; das

Geld, nicht die Ware, stehe an den logischen Anfangs- und Endpunkten dieses Prozesses. (S. 138)

Ähnlich ist auch für Hansjörg Herr (1986, S. 127, 112) die marxsche Geldanalyse „zwiespältig“. Er hält es für erforderlich, Marx zu ergänzen, ja ihm zu widersprechen: Die Produktion sei in ihrer Grundstruktur von Kreditverhältnissen eingerahmt, mit einem Vorschuß des Gläubigers, während Marx den Kredit nur als etwas den Wertgesetzen gegenüber Abgeleitetes habe auffassen können. Im Anschluß an Hajo Riese (1983, S. 107) wird das spezifische Charakteristikum einer Geldwirtschaft in den Verhältnissen zwischen Gläubiger und Schuldner von Geldforderungen gesehen.

Eine gewisse monetäre Rehabilitierung hat Marx schließlich auch insofern erfahren, als seine Geldtheorie gegen systemtheoretische Verdünnung und Verharmlosung des Geldes ins Feld geführt worden ist (Ganßmann 1986, S. 17-18). Diese Argumentation richtet sich gegen Niklas Luhmann (1983 und 1984) und Talcot Parsons (1967): Eine bloße Medientheorie des Geldes könne die Struktur des Schichtungs- und Ausbeutungssystems nicht wirklich erhellen. Doch was Heiner Ganßmann als marxsche Stärke ansieht, daß nämlich das Geld nicht nur als Sache und Ware, sondern von der Arbeit her verstanden werde, das lenkt den Blick eher ab von den wirklichen macht begründenden Funktionen des Geldes, wie auch schon Marx sie herausgearbeitet hat.

Entscheidend nämlich ist, daß mit dem Geld das gesellschaftlich-wirtschaftliche Transaktionsbedürfnis der Menschen ausgenutzt und ausgebeutet werden kann, und dabei spielt das Geld als Kommunikationsmedium in der Tat die wesentliche Rolle. Und wenn Marx (1857/8, S. 80) damit zitiert wird, es sei falsch, das Geld mit der Sprache zu vergleichen, wird das sprachlich-symbolische Moment von Macht unterschätzt, welches die ideologische Verselbständigung und Verhüllung des Machtgeschehens weitgehend überhaupt erst ermöglicht. Treffend freilich erscheint dann Marx als Zeuge für eben diese subtilen und je unterschiedlichen, sprachlich-symbolischen Verschlüsselungen der Macht:

„Was jedes einzelne Individuum im Geld besitzt, ist die allgemeine Tauschfähigkeit, wo-

durch es seinen Anteil an den gesellschaftlichen Produkten für sich nach Belieben auf seine Faust bestimmt. Jedes Individuum besitzt die gesellschaftliche Macht in seiner Tasche unter der Form einer Sache. Raubt der Sache diese gesellschaftliche Macht, und ihr müßt diese Macht unmittelbar der Person über die Person geben. (...) Die Bande müssen als politische, religiöse etc. organisiert sein, solange die Geldmacht nicht der nexus rerum hominem ist.“ (Marx 1857/8, S. 986f.; Ganßmann 1986, S. 19)

Aber die Macht des Geldes, von der Marx hier spricht, kommt dem Geld als verselbständigtem symbolischem Kommunikationsmittel zu, dessen Geltung, Akzeptanz und praktische Wirksamkeit davon abhängt, daß es als verbindliche Information über Anwartschaften aus Leistungsbeiträgen anerkannt wird. Und das wird erst richtig sichtbar, wenn man das Geld mit der Sprache vergleicht: etwa mit dem Tenor eines Todesurteils, das gefällt worden ist und vollstreckt wird.

Richtig ist freilich: Die bisherige systemtheoretisch-autopoietische Deutung des Geldes von Luhmann nimmt vor lauter Entdeckerfreude angesichts reflexiver Zyklen an konkreten, sich selbst erzeugenden und erhaltenden Gebilden fast jeden Kreis auch schon gleich für eine angemessene und autopoietisch taugliche Selbstreferenz und Selbst-Parallelisierung. Man darf jedoch nicht schon jede reflexive Rekursivität für eine adäquate Ausbildung von Selbstbegegnung halten.

Die Schleifen, zu denen es bei solchen Zyklen und Hyperzyklen der Selbst-Parallelisierung unausweichlich kommt, sind nämlich höchst anfällig für positive Rückkopplungserscheinungen, die der Inzucht gleichen oder zum Auseinanderdriften führen statt zur tauglichen autopoietischen Selbstbegegnung im Anderen. Und genau solche Rückkopplungsschleifen, über die das monetäre System im Verhältnis zu der Wirklichkeit, die es parallelisiert, mehr und mehr abhebt und durchdreht, sind beim herkömmlichen Geld mit seinem Zins und Zinseszins im Spiel. Die Sachkapitalertragströme folgen diesem pathologischen Standard der Selbstentfremdung.

Wo man also schönste Parallelisierung der Wirtschaft durch das Geld und des Geldes durch das Geld, das für Geld gezahlt wird, sehen kann, dort vollbringt das System viel eher gerade seine Selbstzerstörung. Die Schwindelanfälle in seinem monetären Wasserkopf zeigen die Krise an. Die „mitlaufende Selbstreferenz“ (Luhmann 1983, S. 154) dreht durch und dreht sich in sich selbst in absurdeste Fehlabbildungen hinein.

Wie dem auch sei: Die Relevanz des Geldes bleibt in allen Fällen unbestritten. In jedem Falle also gilt es zu klären, inwiefern denn für Marx das Geld zugleich zum einen nur Äquivalent der Ware und zum anderen doch auch sehr viel mehr sein kann.

2. Kapitel

Geld als Äquivalent und als Nicht-Äquivalent von Ware

Für Marx ist das Geld einerseits „Äquivalentform“ der Ware (unten I.).

Für Marx fungiert das Geld aber ebenso sehr auch als ein „gesellschaftliches Monopol“ innerhalb der Warenwelt, wodurch „gesellschaftliche Macht (...) zur Privatmacht“ wird: also als etwas, das der Ware signifikant überlegen, das also jedenfalls alles andere als ein der Ware in jeder Hinsicht „äquivalentes“ ökonomisches Gut ist (unten II.).

Es wird zu klären sein, wie beide Beobachtungen miteinander verträglich bleiben (unten III.).

I. Geld als Äquivalent von Ware

1. Geld als allgemein-gesellschaftliche Äquivalentform der Ware

Marx beschreibt eine Stufenfolge, auf der sich die Äquivalentformen von Ware bis hin zum Geld entwickeln. Am Ende dieser Reihe entwickelt sich die Ware „Gold“ zum Geld: „Die spezifische Warenart nun, mit deren Naturalform die Äquivalentform gesellschaftlich verwächst,

wird zur Geldware oder funktioniert als Geld. Es wird ihre spezifische gesellschaftliche Funktion, (...) die Rolle des allgemeinen Äquivalentes zu spielen.“ (Marx 1890, S. 83)

Dabei wird immer wieder die Äquivalenz zwischen Geld und Ware betont und z.B. festgestellt, der Fortschritt bestehe darin, „daß die Form unmittelbarer allgemeiner Austauschbarkeit“ oder die allgemeine Äquivalentform „durch gesellschaftliche Gewohnheit endgültig erreicht sei“. (S. 84) Durch „gesellschaftliche Tat“ wird auf diese Art und Weise „eine bestimmte Ware zum allgemeinen Äquivalent“ gemacht: „Der Geldkristall ist ein notwendiges Produkt des Austauschprozesses, worin verschiedenartige Arbeitsprodukte einander tatsächlich gleichgesetzt und daher tatsächlich in Waren verwandelt werden.“ (S. 101 f.) Alle anderen Waren erscheinen nur als „besondere Äquivalente des Geldes“, und das Geld erscheint seinerseits als „ihr allgemeines Äquivalent“. (S. 104)

2. Geld als Wertmaß der Äquivalenz

Die Äquivalenz des Geldes zu den Waren kommt in verschiedenen Funktionen zur Geltung:

Gold wird dadurch zu Geld, daß es „als allgemeines Maß der Werte“ fungiert. Es ermöglicht, „die Warenwerte als gleichnamige Größen, qualitativ gleiche und quantitativ vergleichbare, darzustellen“. (Marx 1890, S. 109) Das Geld wird hier geradezu zum Maßstab der ökonomischen Gleichwertigkeit („Äquivalenz“), und zwar eben dadurch, daß es selbst schlechthin „Äquivalentform“ der Waren ist.

In dieser seiner Funktion als Wertmaß dient das Geld „als nur vorgestelltes oder ideelles Geld“. (S. 111) Heute spricht man vom Geld, soweit die messende Geldeinheit gemeint ist, präziser von der „Währungseinheit“.

In seiner Meßfunktion tritt das Geld z.B. beim vertraglichen Kauf von Ware (S. 150) auf: „Ihr kontraktlich festgesetzter Preis mißt die Obligation des Käufers, d.h. Die Geldsumme, die er an bestimmtem Zeitermin schuldet.“ Dabei fungiert das Geld gleichzeitig, wie Marx sagt, als „ideelles Kaufmittel“ : Obgleich es sich nämlich

zunächst nur um ein Geldversprechen des Käufers handelt, noch nicht um das Geld selbst, kann es schon „den Händewechsel der Ware“ bewirken. Insofern erscheint das Geld gar nicht mehr als echtes „Tauschmittel“, sondern als Maßstab für eine Forderung. Und was den Austausch bewirkt und was in Austausch gegeben wird, ist dabei zunächst ein rechtliches Gebilde: die rechtlich gesicherte Erwartung zukünftiger Zahlung von Geld.

Diese Kaufpreisforderung ist zwar erst in Zukunft fällig. Aber schon in der Gegenwart verkörpert sie (als vorhandenes Recht auf zukünftige Zahlung) den Wert, gegen den der andere die Ware zu leisten bereit ist. Und diese zukünftige Geldforderung wird in den Einheiten des Wertmaßes „Geld“ (Währung) bemessen. So entsteht ein „privatrechtlicher Titel auf Geld“, der selbst ein Wirtschaftsgut ist und den „Händewechsel der Ware“ bewirken kann.

3. Das Zahlungsmittel als äquivalente Inkarnation von Arbeit

Das Geld fungiert freilich nicht nur als Wertmaß der Äquivalenz (Währung), sondern auch als Instrument und Mittel zur Übertragung von Wert in Gestalt der „allgemeinen Äquivalentform“ : „Erst am fälligen Zahlungstermin tritt das Zahlungsmittel wirklich in Zirkulation, d.h. (es) geht aus der Hand des Käufers in die des Verkäufers über.“ (Marx 1890, S. 150) Insofern erscheint das Geld für Marx dann als „die individuelle Inkarnation der gesellschaftlichen Arbeit, selbständiges Dasein des Tauschwertes, absolute Ware.“ (S. 152)

4. Naive Schatzbildung und kapitalistische Akkumulation

In Gestalt seiner allgemeinen Äquivalentform des Geldes kann der Warenwert festgehalten werden: „Schatzbildung“.

An sich erscheint der „flüssige Umschlag von Verkauf und Kauf (...) im rastlosen Umlauf des Geldes oder seiner Funktion als perpetuum mobile der Zirkulation.“ Sobald „der Verkauf aber nicht (mehr) durch nachfolgenden Kauf ergänzt wird,“ verwandelt sich die rollende Münze in stationäres Geld, und es „entwickelt sich die

Notwendigkeit und die Leidenschaft, (...) die verwandelte Gestalt der Ware oder ihre Goldpuppe festzuhalten. (...) das Geld versteinert damit zum Schatz, der Warenverkäufer wird Schatzbildner.“ (Marx 1890, S. 144).

Doch handelt es sich dabei nur um die erste, „naive Form der Schatzbildung“, bei der sich der jeweilige Überschuß an Gebrauchswerten in Gold und Silber in einen Geldschatz verwandelt. Diese „naive“ Verwendung des Geldes ist noch keine kapitalistische Form des Reichtums. Die bloße Nutzung des Geldes als Schatzbildner hat den Nachteil, daß der „von Natur maßlose“ „Trieb der Schatzbildung“ insofern nicht befriedigt wird, als die versteinerte Geldsumme nicht wächst. Deshalb treibt es den Schatzbildner „stets zurück zur Sisyphusarbeit der Akkumulation. Es geht ihm wie dem Welteroberer, der mit jedem neuen Land nur eine neue Grenze erobert.“ Denn er kann der Zirkulation „nur in Geld entziehen, was er ihr in Ware“ gibt. (S. 147; auch Marx 1857/8, S. 144)

5. Offene Fragen

An dieser Stelle wird die Darstellung von Marx undeutlich: Zunächst war Geld die „allgemeine Äquivalentform“ von Ware. In der Kasse oder im Sparstrumpf festgehalten, versteinert es zum trägen Schatz, der nicht wächst.

Auf der anderen Seite ist es evident, daß angelegtes Geldkapital Zinsen bringt. Solches Geldvermögen wächst. Es vermehrt sich, – und zwar ohne daß der Geldbesitzer dabei wie Sisyphus ewig schuften und schwitzen muß.

Deshalb treibt es das Geld auch immer wieder aus den Kassen. Dem Geldbesitzer entgeht sonst die Chance, sein Vermögen zu vermehren.

Schuften und schwitzen muß der Geldkapitalist nur, wenn er mit seinem eigenen Kapital Produktionsmittel erwirbt und selbst als Unternehmer von früh bis spät Organisations-, Dispositions- und Leitungsarbeit erbringt: und zwar so, daß er sich dafür nicht nur einen angemessenen Unternehmerlohn verdient, sondern dabei auch noch eine angemessene Kapitalrendite für sein Eigenkapital herauswirtschaftet. Und „rentabel“ arbeitet dieser unser Eigenkapital-Unternehmer nur dann, wenn er zusätzlich zu seinem Unternehmerlohn aus seinem Geldkapital

wenigstens so viel herausholt, wie er herausholen würde, wenn er gerade nicht selbst schuftete und schwitzte, sondern sein Geld bequem und einfach verleihen würde.

Schuften und schwitzen also muß unser Geldanleger nur, wenn er ein doppeltes Rollenspiel spielt, bei dem er sich in zwei verschiedenen ökonomischen Funktionen betätigt: wenn er nämlich sein Geld bei sich selber als dem Unternehmer anlegt, der damit wirtschaftet. Dann beutet er in seiner Rolle als Kapitalist sein alter ego aus, das in der anderen Rolle als Unternehmer arbeitet. So klärt sich das Verhältnis zwischen dem „Geldkapitalisten“ und dem „funktionierenden“ oder „industriellen Kapitalisten.“ Dabei nötigt die kapitalistische Seele die unternehmerische Seele, unternehmerische Mehrarbeit zu erbringen, damit das von der kapitalistischen Seele eingesetzte Eigenkapital auch angemessen verzinst werde. (Suhr/Godschalk 1986, S. 74f.) Marx hat diese zwei Seelen in der Brust des Eigenkapitalunternehmers genau beschrieben:

„Der Anwender des Kapitals, auch wenn er mit eigenem Kapital arbeitet, zerfällt in zwei Personen, den bloßen Eigentümer des Kapitals und den Anwender des Kapitals: sein Kapital selbst, mit Bezug auf die Kategorien von Profit, die es abwirft, zerfällt in Kapitaleigentum, Kapital außer dem Produktionsprozeß, das an sich Zins abwirft, und Kapital, das im Produktionsprozeß prozessierend Unternehmerrgewinn abwirft.“ (Marx 1894, S. 388)

Soll der Kapitaleigentümer zu seinem Ziel gelangen und den Mehrwert erhalten, dann muß der Industrielle sich ins Zeug legen und in den Dienst des Kapitaleigentümers treten. Er muß sich mit seinem kapitalistischen alter ego identifizieren und wird dadurch wirklich zum „funktionierenden Kapitalisten“.

Und auch, wenn es sich beim Kapitalgeber und Unternehmer um verschiedene Personen handelt, kann ein tüchtiger Mensch, der zum Unternehmer wie geschaffen ist, diese seine Funktion unter den Bedingungen des überlieferten Systems nur erfüllen, wenn er die Mehrwerkerwartungen des Geldgebers erfüllt, sich also als dessen verlängerter Arm versteht. Die Kapitaleigentümer haben es daher in der Hand, mit Hilfe des Geldhebels die Unter-

nehmer auf ihre Seite zu ziehen, sie für die Rolle des „fungierenden Kapitalisten“ einzukaufen und eben dadurch auch in Gegensatz zu den Arbeitnehmern zu bringen, die an sich originäre Verbündete wären in der Konfrontation mit den Geldgebern.

Zu den weiteren offenen Fragen gehört auch, daß Marx im Zusammenhang mit der kapitalistischen Vermögensmehrung feststellt, der (kapitalistische, nicht mehr nur „naive“) Schatzbildner könne der Zirkulation „nur in Geld entziehen was er ihr in Ware gibt.“ (Marx 1890, S. 147) Denn der Geldverleiher kann in Wirklichkeit der Zirkulation durchaus Geld in Gestalt von Zinsen entziehen, ohne ihr etwas in Gestalt von Waren zu geben: nämlich einfach dadurch, daß er jemand anderem sein Geld vorübergehend zur Nutzung überläßt. Er bekommt seinen Zins schlicht für die zeitweilige Überlassung des Geldes.

Diese Unvollständigkeit und Ungenauigkeit bei Marx erklärt sich zwar später dadurch, daß Marx ausdrücklich das „Handelskapital und Wucherkapital“ zunächst unberücksichtigt läßt. (S. 178) Aber eben deshalb stolpert Marx an dieser Stelle wieder nicht über die entscheidenden Fragen, die sich hier an sich unausweichlich stellen:

- Welche Eigenschaften des Geldes machen das Geld als solches ökonomisch so nützlich und begehrt, daß man es gegen Entgelt verleihen und daß man auf diese Art und Weise sein Geldvermögen vermehren kann, ohne daß man wie der arme Sisyphus schuften und schwitzen muß?
- Welche Eigenschaften des Geldes sind dafür verantwortlich, daß andere bereit sind, für den vorübergehenden Gebrauch von Geld Zinsen zu zahlen? Und:
- Welche Produktionsleistung wird honoriert, wenn die zeitweilige Inanspruchnahme von Geld für Konsum oder für ein Begräbnis mit Zins bezahlt wird?

Diese Fragen lassen wiederum vermuten, daß das Geld gerade nicht nur ein schlichtes Äquivalent der Ware darstellt, sondern darüber hinaus Eigenschaften besitzt, die selbst wiederum geldwert sind: Mehrwert-Eigenschaften! Also gilt es, weiter nachzuforschen, ob und inwiefern Marx Beobachtungen mitteilt, die uns diese zusätzlichen Geldeigenschaften zeigen, welche so

angenehm oder nützlich sind, daß man bereit ist, dafür einen Preis wiederum in Form von Geld zu zahlen.

II. Geld als ein der Ware überlegenes Nicht-Äquivalent

Man muß nicht lange suchen, um bei Marx in einschlägigen Zusammenhängen Beschreibungen zu finden, die das Geld in einer Rolle zeigen, die es gegenüber den Waren ökonomisch auszeichnet. Stanisic (1925, S. 6-9) hat einige der aufschlußreichsten Formulierungen zusammenggetragen. Das Material ist aber noch etwas reichhaltiger und differenzierter.

I. Geld als schlagfertige gesellschaftliche Macht in privater Hand

Der Unterschied zwischen Ware und Geld wird zunächst sehr exakt als unterschiedliche Brauchbarkeit im Tauschverkehr erfaßt: Die Ware ist „gegenüber dem Geld ein Tauschmittel von nur beschränkter Kraft“. (Marx 1857/8, S. 114) Gold und Silber hat den anderen Waren „voraus“, daß mit wenig Metall viel Tauschwert verbunden ist: „Dadurch Leichtigkeit des Transports, der Übertragung usw. In einem Wort, Leichtigkeit der realen Zirkulation, was natürlich (die) erste Bedingung für ihre ökonomische Funktion als Zirkulationsmittel (ist).“ (S. 897f., 83)

Marx erkennt selbstverständlich auch, daß das Geld typischerweise beständiger ist als die meisten anderen Waren; aber er zieht daraus keine Folgerungen hinsichtlich einer etwaigen Nicht-Äquivalenz im Ablaufe der Zeit: „Waren sind vergängliches Geld; das Geld ist die unvergängliche Ware“. (Marx 1857/8, S. 67). Das „Anhäufen von Gold und Silber“ unterscheidet sich vom „Anhäufen anderer Waren“ auch durch deren größere „Vergänglichkeit“. (S.144)

Oben wurde schon zitiert, daß die Geldware die „spezifisch gesellschaftliche Funktion“ erlangt, „innerhalb der Warenwelt die Rolle des allgemeinen Äquivalents zu spielen.“ (Marx 1890, S. 83) Im gleichen Satz wird diese gesellschaftliche Funktion und Rolle beschrieben als „gesellschaftliches Monopol“, und im nächsten Satz ist von dem „bevorzugten Platz“ die Rede, den das

Geld „unter den Waren“ habe. Erst in der versachlichten Form des Geldes „erhalten und beweisen“ die Produkte und die Tätigkeit der Individuen „ihre gesellschaftliche Macht“. (Marx 1857/8, S. 76)

Als „bevorzugte“ Ware unter den Waren aber kann die Geldware schwerlich noch gleichwertig im Sinne eines vollkommenen Äquivalents sein. In anderen Zusammenhängen ist die Rede vom „Privilegium dieser besonderen Ware“ (Marx 1857/8, S. 84) oder von der „Suprematie des Geldes“ gegenüber den „wirklichen Bedürfnissen der Produktion“. (S. 144)

Doch damit nicht genug. Das Geld erscheint auch als der „nervus rerum“, als „gesellschaftliches Faustpfand“, und im gleichen Absatz ist die Rede von der „Macht des Geldes, der stets schlagfertigen, absolut gesellschaftlichen Form des Reichtums.“ Und Marx zitiert dann im Gedanken an das Geld zustimmend: „Gold ist ein wunderbares Ding! Wer dasselbe besitzt, ist Herr von allem, was er wünscht. Durch Gold kann man sogar Seelen in das Paradies gelangen lassen.“ (Marx 1890, S. 145) In anderem Zusammenhang wird der Spekulationsnutzen des Geldes mit Hilfe eines Zitats beschrieben: „Der große Vorteil, der mit dem Besitz von Gold und Silber verbunden ist, da er die Möglichkeit gibt, die günstigsten Momente des Kaufes auszuwählen.“ (Marx 1862/3, S. 525)

Durch das Geld wird die Zirkulation zu einer großen, alchimistischen gesellschaftlichen Retorte „worin alles hineinfliegt, um als Geldkristall wieder herauszukommen.“ Und dieses wunderbare Geld „ist aber selbst Ware, ein äußerlich Ding, das Privateigentum eines jeden werden kann. Die gesellschaftliche Macht wird so zur Privatmacht der Privatperson.“ (Marx 1890, S. 145/6) Und als ob die „Magie des Geldes“ (S. 107; neuerdings Binswanger 1985) und die „scheinbar transzendente Macht“ (Marx 1857/8, S. 65) des Geldes gar nicht lebendig genug geschildert werden könnten, werden noch Shakespeare und Sophokles zu Zeugen gerufen. (Marx 1890, S. 146) Allen diesen Stellungnahmen zum Geld sind frühere vorhergegangen, von denen die bemerkenswerteste wohl die in dem Artikel „Zur **Judenfrage**“ ist. Das Geld erscheint dabei als „weltlicher Gott“ oder als „Weltmacht“, und es heißt:

„Die Emanzipation vom Schacher und vom Geld (...) wäre die Selbstemanzipation unsrer Zeit.“ „Der Gott des praktischen Bedürfnisses und Eigennutzes ist das Geld. Das Geld ist der eifrige Gott Israels, vor welchem kein anderer Gott bestehen darf. Das Geld erniedrigt alle Götter des Menschen – und verwandelt sie in Ware. Das Geld ist der allgemeine, für sich selbst konstituierte Wert aller Dinge. Es hat daher die ganze Welt, die Menschenwelt wie die Natur, ihres eigentümlichen Wertes beraubt. Das Geld ist das dem Menschen entfremdete Wesen seiner Arbeit und seines Daseins, und dies fremde Wesen beherrscht ihn, er betet es an. Der Gott der Juden hat sich verweltlicht, ist zum Weltgott geworden.“ (Marx 1844, S. 372-375)

Nach allem erscheint Geld bei Marx in der Tat einerseits als bloße „Äquivalentform“ der Ware, andererseits aber als ein geradezu magisches Instrument privater gesellschaftlicher Macht, in dessen Angesicht sich alles in ihm untergeordnete Ware verwandelt.

2. Widersprüchlichkeit des Geldes

Marx ist sich dieses Widerspruches zwischen „Äquivalent“ und „Nicht- Äquivalent“ durchaus bewußt. Zunächst erscheint er ihm als Widerspruch zwischen dem ideellen Maß der Werte einerseits und dem sich verselbständigenden Zahlungsmittel andererseits. Dann aber kann sich die Macht des verselbständigten Geldes auch ganz real und handfest zeigen: „Dieser Widerspruch eskaliert in dem Moment der Produktions- und Handelskrisen, der Geldkrise heißt.“ Hier schlage das Geld plötzlich und unvermittelt um aus der nur ideellen Gestalt in „hartes Geld“ :

„Es wird unersetzlich durch profane Waren. Der Gebrauchswert der Ware wird wertlos, und der Wert verschwindet vor seiner eigenen Wertform. Eben noch erklärte der Bürger in prosperitätstrunkenem Aufklärungsdünkel das Geld für leeren Wahn. Nur die Ware ist Geld.“ Und im nächsten Moment gellt es jetzt über den Weltmarkt: „Nur das Geld ist Ware!“ In der Krise wird der Gegensatz zwischen der Ware und ihrer Wertgestalt, dem Geld, bis zum absoluten Widerspruch gesteigert. (Marx 1890, S. 152)

Marx sieht Widersprüche am Werke, die das Geld erst zum Machtmittel werden lassen. Voraussetzung dafür ist die Entwicklung und Versachlichung des Geldes:

„Das Bedürfnis des Austauschs und die Verwandlung des Produkts in reinen Tauschwert schreitet voran im selben Maße wie die Teilung der Arbeit, d.h. Mit dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion. Aber in demselben Maße wie dieser wächst, wächst die Macht des Geldes, d.h. Setzt sich das Tauschverhältnis als eine den Produzenten gegenüber äußere und von ihnen unabhängige Macht fest. In demselben Verhältnis, wie die Produzenten vom Austausch abhängig werden, scheint der Austausch von ihnen unabhängig zu werden und die Kluft zwischen dem Produkt als Produkt und dem Produkt als Tauschwert zu wachsen.“ (Marx 1857/8, S. 64f.)

Das Geld ist in sich selbst „immanent“ widersprüchlich. Durch seine Verselbständigung verkehrt es die Verhältnisse:

„Das Geld ist ursprünglich Repräsentant aller Werte; in der Praxis dreht sich die Sache um, und alle realen Produkte werden die Repräsentanten des Geldes. (...) Wir sehen also, wie es dem Geld immanent ist, seine Zwecke zu erfüllen, indem es sie zugleich negiert; sich zu verselbständigen gegen die Waren; aus einem Mittel zum Zweck zu werden; den Tauschwert der Waren zu realisieren, indem es sie von ihm lostrennt; den Austausch zu erleichtern, indem es ihn spaltet; die Schwierigkeiten des unmittelbaren Warenaustauschs zu überwinden, indem es sie verallgemeinert; in demselben Grad, wie die Produzenten vom Austausch abhängig werden, den Austausch gegen die Produzenten zu verselbständigen.“ (S. 67 – 69)

Obwohl diese Widersprüche dem Geld „immanent“ sind, so heißt es doch auch, gerade nicht das Geld bringe die Gegensätze und Widersprüche, sondern die Gegensätze und Widersprüche brächten die „scheinbar transzendente Macht des Geldes“ hervor. (S. 65) Wenn aber die Macht des Geldes erst ein Produkt der Entwicklung zum Kapitalismus ist, – wieso kommt dann der Zins des Wuchergeldes schon vorher?

3. Asymmetrie von Verkauf und Kauf

Doch nicht nur in diesem immanenten Widerspruch, und auch nicht erst in der Krise, wo er auf die Spitze getrieben wird, zeigt sich der Widerspruch zwischen dem Geld als der bloßen Äquivalentform der Ware einerseits und dem Geld als einem Herrschaftsinstrument andererseits. Vielmehr läßt er sich schon in jedem einzelnen, kleinen Geschäft mit Geld und Ware beobachten, in dem sich der geldbesitzende Käufer und der Verkäufer eigener Ware oder Arbeit gegenüberstehen.

In allen diesen Geschäften zeigt sich eine Asymmetrie. (Suhr 1983, S. 22ff.; Suhr/Godschalk 1986, S.28ff.) Sie hängt zusammen mit zwei Geldeigenschaften: Erstens mit der optimalen Tauschbarkeit des Geldes, die von seiner allgemeinen Äquivalentform herührt, zweitens damit, daß es dem Geldbesitzer als „Schatzbildner“ freisteht, sein Geld nicht als Käufer auszugeben, sondern zurückzuhalten („naive“ Schatzbildung) oder Kapitalzwecken zu widmen (kapitalistische „Schatzbildung“ mit Mehrwertgenerierung). Marx verspottet jene Ökonomen, die ein „notwendiges Gleichgewicht der Verkäufe und Käufe“ annehmen, (Marx 1890, S. 127) also voraussetzen, jeder Verkäufer könne eines eigenen Käufers sicher sein.

Er zitiert als „Probe ökonomischer Apologetik“ James Mill mit folgender Annahme:

„Es kann nie einen Mangel an Käufern für alle Waren geben. Wer immer eine Ware zum Verkauf darbietet, verlangt eine Ware im Austausch dafür zu erhalten, und er ist daher Käufer durch das bloße Faktum, daß er Verkäufer ist. Käufer und Verkäufer aller Waren zusammengenommen müssen sich daher durch eine metaphysische Notwendigkeit das Gleichgewicht halten.“ (Marx 1859, S. 78)

Und Marx entgegnet dieser Gleichgewichts- und Symmetrieannahme mit schneidiger Ironie:

„Das metaphysische Gleichgewicht der Käufer und Verkäufer beschränkt sich darauf, daß jeder Kauf ein Verkauf und jeder Verkauf ein Kauf ist, was kein sonderlicher Trost (ist) für die Warenhüter, die es nicht zum Verkauf, also auch nicht zum Kauf bringen.“ (S. 78)

Dem liegt folgende Ungleichheit zwischen Verkäufer und Käufer zugrunde: „Keiner kann

verkaufen, ohne daß ein anderer kauft. Aber keiner braucht unmittelbar zu kaufen, wenn er selbst verkauft hat.“ (Marx 1890, S. 127) In der Phase G-W des Prozesses G-W-G ist der Käufer im Vorteil: „Er kann warten,“ schreibt Engels (1868, S. 250), während W-G als Phase des Verkaufs einschließt, „daß die Ware nutzlos ist, wenn sie nicht verkauft wird, und ebenso, daß dieser Fall eintreten kann.“

Dadurch also, daß der schlichte Tausch in Verkauf und Kauf aufgespalten wird und das Geld dazwischentritt, entsteht eine elementare Ungleichheit.

Marx scheut sich nicht, dafür vielfache Belege anzuführen. Und weil es auf die Asymmetrie, die das Geld in das System des Austauschs bringt, bei der Beurteilung der etwaigen kapitalistischen Eigenschaften des Geldes entscheidend ankommt, sollen die Belege für die „verschiedenen Formbestimmungen“ der Waren, auf die Marx zustimmend Bezug nimmt, (Marx 1859, S. 78f.; 1890, S. 127f.) auch hier ausführlich wiedergegeben werden:

„Im Besitz von Geld brauchen wir nur einen Tausch zu machen, um den Gegenstand des Wunsches zu erlangen, während wir mit anderen Surplusprodukten zwei machen müssen, von denen der erste (Besorgung des Geldes) unendlich schwieriger ist als die zweite.“ (George Opdyke) „Die höhere Verkaufbarkeit von Geld ist gerade die Wirkung oder natürliche Konsequenz der geringeren Verkaufbarkeit von Waren.“ (Thomas Corbet) „Geld hat die Eigenschaft, immer gegen das austauschbar zu sein, was es mißt.“ (Charles Bosanquet) „Geld kann immer andere Waren kaufen während andere Waren nicht immer Geld kaufen können.“ (Thomas Tooke)

Neuerdings wird die einzigartige Tauschbarkeit, die das Geld vor anderen Waren auszeichnet, betont z.B. von Lawrence H. White (1987, S. 452, im Anschluß an Leland B. Yeager, 1968, S. 45ff.): „Money’s supreme salability in comparison with all other assets.“

Die Produkte werden nicht mehr direkt ausgetauscht, weil die „vorhandene unmittelbare Identität zwischen dem Austausch des eigenen und dem Eintausch des fremden Arbeitsprodukts“ aufgespalten ist. Das Geld tritt dazwischen:

„Die Trennung von Verkauf und Kauf (...) macht eine Masse Scheintransaktionen vor dem definitiven Austausch (...) möglich und befähigt so eine Masse Parasiten, sich in den Produktionsprozeß einzudrängen und die Scheidung auszubeuten.“ (Marx 1859, S. 79)

Denn das Geld erlangt als Vermittler der Warenzirkulation die Funktion des Zirkulationsmittels. Als solches kann es sich gegen die Zirkulation wenden, also Krisen auslösen. (Marx 1890, S. 152) Es kann sich als Mittler der wirtschaftlichen Kommunikation versagen, indem Geldbesitzer es zurückhalten und nur unter Bedingung wieder zur Verfügung stellen.

An die Stelle des „identischen“ und symmetrischen Austauschprozesses der Tauschwirtschaft tritt die asymmetrische Struktur von Verkauf und Kauf: Der Käufer kann kaufen wann er will, und er braucht nicht unmittelbar zu kaufen, wenn er selbst verkauft hat. Der Verkäufer aber bleibt auf seiner Arbeitskraft oder Ware sitzen, wenn und solange es dem Geldbesitzer beliebt, nicht oder noch nicht zu kaufen.

Wer aber seine Arbeit oder Ware nicht loswird, weil er dabei vom Kaufwillen der Geldbesitzer abhängt, – wer insbesondere seine eigene Arbeit nicht als Ware verkaufen kann, der kann anschließend auch nicht als Käufer auftreten: der kann sich nicht die Lebensmittel und Produktionsmittel besorgen, deren er bedarf, um zu leben, zu arbeiten, zu produzieren und zu konsumieren. Noch einmal:

„Das metaphysische Gleichgewicht der Käufer und Verkäufer beschränkt sich darauf, daß jeder Kauf ein Verkauf und jeder Verkauf ein Kauf ist, was kein sonderlicher Trost (ist) für die Warenhüter, die es nicht zum Verkauf, also auch nicht zum Kauf bringen.“ (Marx 1859, S. 78)

So beginnt die Abhängigkeit des Arbeiters als eines Verkäufers von Arbeit, bevor er ins Geschäft kommt; und so wiederholt sich seine Abhängigkeit jedesmal, wenn er wieder von vorn anfängt und seine Arbeit anbietet.

Der Besitzer des Zirkulationsmittels hat es in der Hand, ihm den Eintritt in die Zirkulation zu versagen.

„Die Wucherer verwandeln sich (...) in Beherrscher des Zirkulationsmittels (... und) damit in

Beherrscher der Produktion.“ (Engels 1894, S. 284)

Diese Macht geht nicht aus der Arbeit hervor, deren Wert im Geld steckt, sondern daraus, daß das Austauschbedürfnis ausgebeutet wird:

„Das Bedürfnis des Austauschs und die Verwandlung des Produkts in reinen Tauschwert schreitet voran im selben Maß wie die Teilung der Arbeit, d.h. Mit dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion. Aber in demselben Maß wie dieser wächst, wächst die Macht des Geldes.“ (Marx 1857/8, S. 64)

Diese Macht des Geldes ist nicht die Macht des Verkäufers, der unbewegliche Ware oder Arbeit bietet, sondern die des Käufers, der das bewegliche Geld in der Hand hat. Und sie ist die Macht des Geldgebers, der mit dem Geld über die Macht verfügt, andere zu Käufern zu machen.

Wer innerhalb der Gesellschaft reich ist, der kann sich typischerweise in die Rolle des Geldbesitzers und Käufers begeben. Wer dagegen sieht sich typischerweise immer wieder auf die Rolle des Verkäufers verwiesen? Die Antwort ist einfach: Wer von seiner Arbeit leben muß, der muß seine Arbeit als Ware verkaufen, hat also die schlechtere Waren-Karte des Wirtschaftsspiels in der Hand. Wer dagegen irgendwelche seiner Güter nicht selbst gebrauchen muß, der kann sie versilbern und zu Geld machen: Dann hat er Anteil am „gesellschaftlichen Monopol“ des „allgemeinen Äquivalents“ Geld, vermittels dessen die „gesellschaftliche Macht“ „Privatmacht“ wird.

Wenn es richtig ist, daß keiner verkaufen kann, ohne daß einer kauft, aber keiner kaufen muß, nur weil er schon verkauft hat: dann sitzt der Käufer mit seinem Geld in der Tat am längeren Hebel, – dann ist denkbar, daß er die Situation ausnutzen kann, um mehr als ein Äquivalent herauszuschlagen, – dann ist denkbar, daß der Verkäufer der Ware „Arbeitskraft“ weniger als ein Äquivalent bekommt. Denn wer am längeren Hebel sitzt, kann mehr Druck ausüben. Er hat die größere Verhandlungsmacht, während der andere unter Verhandlungsdruck gerät. So kommt ein ungleiches Geschäft zustande, bei dem der Geldbesitzer einen Preis heraushandeln kann, der den Preis unter Gleichgewichtsbedingungen übersteigt.

Und in der Tat: Marx beschreibt den kapitalis-

tischen Produktionsprozeß als einen Vorgang, in dessen Verlaufe der Kapitalist am Ende weniger Arbeit bezahlt, als er bekommt, so daß auch der Arbeiter weniger Geld bekommt, als er an Arbeit leistet. Also kann der Kapitalist bequem Surplus-Arbeit schlicht einkaufen. So einfach scheint die Sache mit dem Mehrwert zu sein.

Aber Marx selbst will den Vorgang des Verkaufs und Kaufs von Arbeit und die Entstehung des Mehrwertes dann doch auch wieder gerade nicht als „surcharge“ (Aufpreis beim Vertragsabschluß) gedeutet wissen. (Marx 1862/3, S. 512) Es ist, als wäre ihm das zu einfach. Es ist, als wolle Marx größere und schwierigere Geheimnisse aufklären: Er fordert den Leser auf, die geräuschvolle Sphäre der Zirkulation und des Austauschs zu verlassen, um mit ihm in die „verborgene Stätte der Produktion“ einzudringen. Dort werde sich zeigen, nicht nur wie das Kapital produziert, sondern auch wie man es selbst produziert; und jetzt wird der Vorgang geradezu paradox: „Dieser ganze Verlauf, die Verwandlung eines Geldes in Kapital, geht in der Zirkulationssphäre vor und geht nicht in ihr vor.“ (Marx 1890, S. 209) Ein späterer Kritiker sieht das ganz anders:

„Der Verbraucher, von persönlichen Bedürfnissen getrieben, kann nicht warten, obschon sein Geld es ihm erlauben würde; der Warenerzeuger kann auch nicht warten, obschon seine persönlichen Bedürfnisse es ihm in manchen Fällen wohl gestatten würden; aber der als Kaufmann auftretende Geldbesitzer, der Eigentümer des allgemeinen, unentbehrlichen Tauschmittels, der kann warten, der kann Warenerzeuger und -verbraucher regelmäßig dadurch in Verlegenheit bringen, daß er mit dem Tauschmittel (Geld) zurückhält. Und die Verlegenheiten des einen sind ja im Handel das Kapital des anderen.“ (Gesell 1949, S. 316f.)

4. Neutralisierung der Asymmetrie durch Rollentausch?

Ich kann und will hier nicht auf die subtilen Mehrwerterklärungen eingehen, bei denen insbesondere sorgfältig zwischen Arbeitswert, Gebrauchswert und Tauschwert unterschieden wird. Vielmehr möchte ich mich mit einer einfacheren Vorüberlegung auseinandersetzen, mit der Marx sich und seine Leser davon überzeugt, daß der

Mehrwert trotz Überlegenheit des Geldes gegenüber der Ware im allgemeinen und gegenüber der Arbeit im besonderen nicht schon bei Gelegenheit des Verkaufs und Kaufes von Ware oder Arbeit einfach als „surcharge“ (Aufpreis) entsteht:

Zunächst wird bei Marx, wo es um den Mehrwert geht, der eklatante Unterschied zwischen Ware und Geld, der andernorts als geradezu magisch beschrieben wird, sowie der Unterschied zwischen Verkauf und Kauf, der andernorts mit großem Zitataufwand belegt wird, rhetorisch bis zur Irrelevanz heruntergespielt, – als ob Marx sich selbst davon überzeugen müsse, daß es diesen eklatanten Unterschied gar nicht gibt:

„Jedenfalls steht auf dem Warenmarkt nur (!) der Warenbesitzer dem Warenbesitzer gegenüber, und die Macht, die diese Personen über einander ausüben, ist nur (!) die Macht ihrer Waren. Die stoffliche Verschiedenheit der Waren ist das stoffliche Motiv des Austausches und macht die Warenbesitzer wechselseitig voneinander abhängig, indem keiner von ihnen den Gegenstand seines eigenen Bedürfnisses und jeder von ihnen den Gegenstand des Bedürfnisses des anderen in seiner Hand hält. Außer dieser stofflichen Verschiedenheit ihrer Gebrauchswerte besteht nur (!) noch ein Unterschied unter den Waren, der Unterschied zwischen ihrer Naturalform und ihrer verwandelten Form, zwischen Ware und Geld. Und so unterscheiden sich die Warenbesitzer nur (!) als Verkäufer, Besitzer von Ware, und als Käufer, Besitzer von Geld.“ (Marx 1890, S. 174f.)

Nachdem so praktisch kein Unterschied mehr zwischen Ware und Geld, zwischen Verkäufer und Käufer sichtbar ist bis auf den kleinen zwischen Naturalform und Geldform, spielt Marx zwei (für ihn rein hypothetische) Fälle vollkommen abstrakt durch, nämlich die, daß entweder der Käufer oder der Verkäufer eine ausgezeichnete, bessere Position habe. Einerseits:

„Gesetzt nun, es sei durch irgend ein unerklärliches Privilegium dem Verkäufer gegeben, die Ware über ihrem Werte zu verkaufen, zu 110, wenn sie 100 wert ist, also mit einem nominellen Preisaufschlag von 10 % . Der Verkäufer kassiert also einen Mehrwert von 10 ein. Aber nachdem er Verkäufer war, wird er Käufer. Ein dritter Warenbesitzer begegnet ihm

jetzt als Verkäufer und genießt seinerseits das Privilegium, die Ware 10 % teurer zu verkaufen. Und unser Mann hat als Verkäufer 10 gewonnen, um als Käufer 10 zu verlieren. (...“ (S. 175)

Andererseits:

„Unterstellen wir umgekehrt, es sei das Privilegium des Käufers, die Ware unter ihrem Wert zu kaufen. Hier ist es nicht einmal nötig zu erinnern, daß der Käufer wieder Verkäufer wird. Er war Verkäufer bevor er Käufer war. Er hat bereits 10 % als Verkäufer verloren, bevor er 10 % als Käufer gewinnt. Alles bleibt wieder beim alten.“ „Die Bildung von Mehrwert und daher die Verwandlung von Geld in Kapital kann also weder dadurch erklärt werden, daß die Verkäufer die Waren über ihrem Werte verkaufen, noch dadurch, daß die Käufer sie unter ihrem Werte kaufen.“ (S. 175)

Diese hypothetischen und hochabstrakten Gedankenspiele sind scheinbar überzeugend und unwiderlegbar; wird doch der etwaige Vorteil des Käufers sofort kompensiert durch den Nachteil, den er anschließend als Verkäufer hat.

Auf die gleiche Art und Weise scheint sich der Nachteil, den der Mensch in der Rolle als Verkäufer seiner Arbeit hat, alsbald auszugleichen durch den Vorteil, den er in der Rolle des Käufers seiner Lebensmittel genießt. Doch der Schein dieser formalen Symmetrie trügt, und Marx, der Theoretiker des historischen Materialismus, läßt sich durch die ideale Gleichheit in der Abwechslung der Rollenspiele als Verkäufer und Käufer täuschen.

Marx nämlich vergißt, vernachlässigt, ja verdrängt hier geradezu genau diejenige fundamentale Polarisierung zwischen Kapital und Arbeit, die sonst den historischen Ausgangspunkt und die materialistische Grundlage seiner Kritik der politischen Ökonomie konstituiert: Die hypothetischen und hochabstrakten Gedankenspiele von Marx zur Rolle von Verkäufer und Käufer setzen einfach die Symmetrie wirtschaftlich voraus, die Marx andernorts bestreitet und die dann scheinbar bewiesen wird. In seinen Gedankenspielen behandelt Marx nämlich abstrakt und formal den Arbeiter, der seine Arbeit verkaufen und Lebensmittel erwerben muß, um leben zu können, nicht anders als den Kapitalisten, der Arbeit kauft oder Waren kauft, weil er schon leben kann und dar-

überhinaus Profite machen möchte.

Marx setzt unausgesprochen reale symmetrische Bedingungen voraus: daß alle Beteiligten an dem Spiel von Verkauf und Kauf zu Beginn gleichermaßen reich, gleichermaßen dringend auf den Erwerb von Lebensmitteln angewiesen und auf die Dauer gleichermaßen sparsam und sparsam sind. Denn nur unter dieser ökonomisch irrationalen Annahme geht die Kompensationsrechnung auf, die Marx vorführt. Genau diese Annahme aber ist nicht erfüllt, wenn man mit Marx die historische Trennung von Kapital und Arbeit voraussetzt. Dann muß man von Arbeitern ausgehen, die verkaufen und kaufen müssen, um zu leben, und von Vermögenden, die anderer Leute Arbeit kaufen können, aber nicht müssen.

So beginnt das Spiel mit einer Art „Kurvenvorgabe“ für den Geldbesitzer und mit Nachteilen für den Verkäufer von Arbeit: „Keiner kann verkaufen“ (auch kein Arbeiter), „wenn keiner kauft“ (nämlich der Kapitalist die Arbeit), sagt Marx. (Marx 1890; S. 127) Der Käufer kann den Verkäufer zappeln lassen.

Hat der Kapitalist den Arbeiter genug zappeln lassen, um den gewünschten Aufpreis zu erzielen (surcharge), dann bekommt der Arbeiter seinen Lohn und der Kapitalist produziert mit der unterbezahlten Arbeit Waren. Daraufhin tauschen sie zwar nicht ihre Rollen als Kapitalist und Nichtkapitalist, wohl aber ihre Rollen als Käufer und Verkäufer: Jetzt, meint Marx, kann der Arbeiter als Konsument dem Kapitalisten den etwaigen Aufschlag wieder abnehmen, den der Kapitalist beim Arbeitsvertrag durchgesetzt hat: „Unser Mann“, der Arbeiter, „hat bereits 10 % als Verkäufer verloren, bevor er 10 % als Käufer“, als Konsument, wieder „gewinnt“. „Alles bleibt wieder beim alten“. (S. 175)

Es stehen sich aber nach wie vor gegenüber ein wohlhabender Kapitalist, der warten kann, auch wenn er dabei seinen Profit verringert, und ein Arbeiter und Konsument, der seine Arbeit verkaufen will, weil er Milch, Brot und Wohnung kaufen muß. Jenem geht es in jeder Runde um Profit am Rande seines bereits großen Vermögens. Diesem geht es in jeder Runde um seine Existenz, und der Geldbesitzer hat ihn am Gängelband des von Marx selbst betonten „Vorschusses“.

Davon, daß der Arbeiter in der Rolle des Konsumenten sich als Käufer zurückholen könne, was er als Verkäufer von Arbeit an Mehrarbeit hat draufgeben müssen, kann nicht die Rede sein. Viel eher besteht die Möglichkeit, ihn ein zweites Mal auszubeuten, und sei es mit den Zinsen für einen Konsumentenkredit.

Und wenn der Arbeiter als Konsument sein Geld für die Befriedigung seiner Bedürfnisse ausgegeben und der Kapitalist seine Waren an den Mann gebracht hat, stehen sie sich wieder in der ersten, ungleichen Runde gegenüber, aber so, daß der Kapitalist jetzt noch etwas besser, der Arbeiter also noch etwas schlechter ausgestattet in die Verhandlungen geht. Und weil der Kapitalist nicht nur über die Produktionsmittel verfügt, sondern auch über das Zirkulationsmittel, können die Arbeiter auch nicht einfach selbst miteinander ins Geschäft kommen, eine Produktion ohne die Vermögenden aufbauen und sich von den Herrn über die Zirkulation emanzipieren.

Denn für den Arbeiter gilt, solange die typische „Polarisation“ anhält, gerade nicht allgemein: „Keiner braucht unmittelbar zu kaufen, weil er selbst verkauft hat.“ (S. 127) Denn der Arbeiter verkauft seine Arbeit, um alsbald etwas zu kaufen. Es sind die gleichen existentiellen Bedürfnisse, die ihn zunächst nötigen, seine Arbeitskraft zu verkaufen, und dann, das verdiente Geld anzubieten gegen Lebensmittel. Der Druck, unter dem er beim Kaufen steht, gleicht dem, unter dem er schon beim Verkauf seiner Arbeit stand.

III. Deutung der Äquivalenz und Nicht-Äquivalenz

Geld ist ein Äquivalent der Ware (oben I.). Geld ist auch ein Nicht-Äquivalent der Ware (oben II.). Wie kann man dieses Paradoxon verstehen? Geld ist ein Äquivalent der Ware im Augenblick des Vertragsabschlusses.

Dabei fungiert das Geld als Vergleichsmaßstab. Und bei Zahlung des Kaufpreises wird die so bestimmte Summe bezahlt. Dabei geht es um den Nennwert des Geldes im Sinne seines Tauschwertes.

Geld ist der Ware dagegen im Verkehr überlegen, soweit es den Austausch der trägen Waren durch Verflüssigung ihres Wertes erleichtert. Insofern haben wir es nicht mit dem Wertäquivalent im Geld zu tun, sondern mit der monetären Liquidität eben dieses Äquivalentes, die den Gebrauchsnutzen des Geldes selbst ausmacht. Dabei geht es nicht mehr um den Nennwert des Geldes, sondern um seinen Tauschbarkeitswert: um die nützliche (kostensparende) Überlegenheit des Geldes bei der Abwicklung von Austauschgeschäften und einfachen Kaufkraft-Transfers.

Dadurch also, daß das Wertäquivalent, wie es in jeder Ware steckt, bei der Ware „Geld“ kraft seiner „Schlagfertigkeit“ einen zusätzlichen Gebrauchswert bekommt, wird das Geld zu einer Komposition aus einem Warenäquivalent (Nennwert) einerseits und der besonderen, selbst nützlichen allgemeinen Äquivalentform dieses Wertes (Tauschbarkeitswert) andererseits.

Solange die Waren als Waren fungieren (und noch nicht als Güter), interessiert nicht ihr Gebrauchswert, sondern ihr Verkaufswert. Für den typischen Warenbesitzer und -händler ist der Gebrauchswert der Waren verschwindend, ihr Warenwert jedoch erheblich. Geld dagegen ist für den Warenbesitzer und -händler nicht nur als einfaches Äquivalent von Ware nützlich, sondern vor allem in seiner Schlagfertigkeit: Ware und Geld sind beide zum Austausch bestimmt. Aber das Geld besitzt die bessere Austauschbarkeit. Genau darin steckt die Überlegenheit der allgemeinen Äquivalentform der Geldware über die anderen Äquivalente, die in trägen Waren stecken. Die Ware ist „gegenüber dem Geld ein Tauschmittel von nur beschränkter Kraft“ . (Marx 1857/8, S. 114) Diese größere Austauschbarkeit des Geldes ist zugleich der Urzins in seiner Naturalform: die elementare Quellform des Mehrwertes.

An dieser Stelle muß jenes Kritikers von Karl Marx gedacht werden, der den entscheidenden Dreh- und Angelpunkt des Mehrwertproblems im Geldsystem identifiziert hat und dem auch ich letztlich die maßgebenden Anregungen verdanke. Gemeint ist Silvio Gesell, der hier am besten selbst zu Worte kommt:

„Merkwürdigerweise beginnt übrigens Marx mit seinen Untersuchungen über den Zins

gleichfalls beim Geld. Ihm widerfuhr jedoch das Mißgeschick, daß er (trotz der Warnung Proudhons) am entscheidenden Ort mit einer falschen Voraussetzung begann und genau wie die gewöhnlichen kapitalfreundlichen Zinsforscher Geld und Ware als vollkommene Äquivalente behandelte (...) Noch merkwürdiger aber ist es, daß Marx in der von ihm selbst als Regel bezeichneten Abwicklung des Tausches (G.W.G' = Geld, Ware, Mehrgeld) wohl einen Widerspruch mit dem behaupteten Äquivalent findet, die Lösung dieses Widerspruches jedoch anderswo, und zwar in einer langen Kette von Mittelgliedern nachzuweisen verspricht.

Diese ‚lange Kette‘ ist der Produktionsprozeß, und zwar beginnt und endet diese Kette in der Fabrik. Der Unternehmer ist nicht ein Ausbeuter unter vielen, sondern ist der Ausbeuter. Die Ausbeutung geschieht restlos an der Lohnkasse. Um den von Marx in der Formel G.W.G' aufgedeckten Widerspruch glatt zu lösen, werde ich keine solche Kette von Mittelgliedern nötig haben. Ich werde dem Zins die Angel vor das Maul werfen und ihn geradewegs aus seinem Elemente ziehen, für jeden erkennbar. Die Kraft, die zur Tauschformel G.W.G' gehört, werde ich unmittelbar im Tauschvorgang enthüllen. Ich werde zeigen, daß das Geld in der Gestalt, in der wir es von den Alten unbesehen übernommen haben, kein ‚Äquivalent‘ ist und daß es nicht anders als nach der Formel G.W.G' umlaufen kann.“ (Gesell 1949, S. 314f.)

Gesell erkannte wie Marx die Unentbehrlichkeit des Geldes für die Arbeitsteilung. Er aber entdeckte außerdem, daß es die Möglichkeit ist, Geld ohne nennenswerten Kostenaufwand zurückzuhalten, die zum Zins und zum Mehrwert führt, und zwar weil die anderen, um kostengünstig zu tauschen, auf das Geld als die preiswerteste Straße der ökonomischen Kommunikation angewiesen sind.

Auch vor Gesell haben sich Politökonomen mit der Überlegenheit des Geldes befaßt und sich bemüht, die Ware liquider zu machen, also durch Zirkulationsverbesserungen (z.B. „Arbeitsgeld“) den Nachteil der Ware gegenüber dem Geld aufzuheben (während Gesell umgekehrt das Geld durch Geldkosten den Waren angleichen möchte). Aber Marx war sich seiner Sache sicher. Er hielt weder die theoretischen Ansätze noch die

praktischen Vorschläge für aufschlußreich oder hilfreich. Seine Entgegnung war am Ende nur Spott:

„Die ‚organische‘ Konstruktion von ‚Arbeitsgeld‘ und ‚Nationalbank‘ und ‚Warendocks‘ ist nur Traumgebild. (...) Was bei Gray versteckt und namentlich ihm selbst verheimlicht bleibt, nämlich, daß das Arbeitsgeld eine ökonomisch klingende Phrase ist für den frommen Wunsch, das Geld, mit dem Geld den Tauschwert, mit dem Tauschwert die Ware, und mit der Ware die bürgerliche Form der Produktion loszuwerden, wird geradezu herausgesagt von einigen englischen Sozialisten, die teils vor, teils nach Gray schrieben. Herrn Proudhon aber und seiner Schule blieb es vorbehalten, die Degradation des Geldes und die Himmelfahrt der Ware ernsthaft als Kern des Sozialismus zu predigen und damit den Sozialismus in ein elementares Mißverständnis über den notwendigen Zusammenhang zwischen Ware und Geld aufzulösen.“ (Marx 1859, S. 68/69)

Friedrich Engels (1885, S. 175-182) skizziert rückblickend und in Auseinandersetzung mit Rodbertus noch einmal die sozialistischen Versuche, die Arbeitswertlehre Ricardos (1817) in direkte reformerische Praxis umzusetzen.

An den Utopien des Arbeitsgeldes läßt er kein gutes Haar.

Im folgenden aber geht es weiter darum, aufzuzeigen, inwiefern trotz allem Marx selbst schon viele weitere Erkenntnisbausteine zu der Einsicht zusammengetragen hat, daß das Geld eine noch entscheidendere Rolle als die spielt, die er ihm als Tauschmittler ohnehin zuerkannt hat.

3. Kapitel

Der Mehrwert des Geldes als das „Geheimnis der Plusmacherei“

Die „Verwandlung von Geld in Kapital“ ist weniger kompliziert und leichter zu durchschauen, als es nach der marxschen Analyse den Anschein hat. Das „Geheimnis der Plusmacherei“ (Marx 1890, S. 189) ist gar nicht so geheimnisvoll. Wenn nämlich das Geld nicht nur Wert hat

in Gestalt der „allgemeinen Äquivalentform“ von Ware, sondern darüber hinaus einen Gebrauchswert besitzt, der nur ihm als dem Geld in so vollkommener Form zukommt, dann erscheint es geradezu als ökonomische Selbstverständlichkeit, daß man diesen zusätzlichen Gebrauchswert von Geld als solchen gesondert vermarkten und dafür den Preis in Gestalt von Zinsen einstreichen kann. Der spezifische ökonomische Gebrauchswert von Geld erscheint dann selbst als die einfache Natural-Urform des Mehrwertes, und zwar eines Mehrwertes, für den man als Kapitalist kaum den Finger zu krümmen braucht, geschweige denn wie Sisyphus arbeiten muß.

I. Der Gebrauchswert von Geld als „Quelle von Wert“

Die bisherigen Betrachtungen haben gezeigt: Die hypothetischen Überlegungen sind unzutreffend, mit denen Karl Marx sich den Gedanken abgeschnitten hat, daß der Mehrwert schon im Kontrakt erhoben wird, den die Repräsentanten des Kapitals mit den Anbietern der Ware „Arbeit“ abschließen. Schneidet man sich diesen Gedanken nicht ab, behält man vielmehr im Auge, daß der typische kapitalistische Mehrwert womöglich schon im Geld selbst angelegt ist, dann kann man versuchen, noch einmal, und wiederum mit Karl Marx selbst, die Frage nach dem Mehrwert zu stellen.

I. Der Gebrauchswert des Geldes

Noch einmal: Es wird jetzt ein Gedankengang eingeschlagen, den Marx selbst nicht nur für falsch hält, sondern sogar bekämpft:

„Die Wertveränderung des Geldes, das sich in Kapital verwandeln soll, kann nicht an diesem Geld selbst vorgehen, denn als Kaufmittel und als Zahlungsmittel realisiert es nur den Preis der Ware, die es kauft oder zahlt, während es, in seiner eigenen Form verharrend, zum Petrefakt von gleichbleibender Wertgröße erstarrt. Ebensowenig kann die Veränderung aus dem zweiten Zirkulationsakt, dem Wiederverkauf der Ware, entspringen, denn dieser Akt verwandelt die Ware bloß aus der Naturalform zurück in die Geldform.“ (Marx 1890, S. 181)

Die Wertveränderung also könne sich nur ereignen bei einer Ware. Der Mehrwert könne „nur entspringen aus ihrem Gebrauchswert als solchem, d.h. Aus ihrem Verbrauch.“ Und dann kommt eine entscheidende Überlegung:

„Um aus dem Verbrauch einer Ware Wert herauszuziehen, müßte unser Geldbesitzer so glücklich sein, innerhalb der Zirkulationssphäre, auf dem Markt, eine Ware zu entdecken, deren Gebrauchswert selbst die eigentümliche Beschaffenheit besäße, Quelle von Wert zu sein, deren wirklicher Verbrauch also selbst Vergegenständlichung von Arbeit wäre, daher Wertschöpfung. Und der Geldbesitzer findet auf dem Markt eine solche spezifische Ware vor, – das Arbeitsvermögen oder die Arbeitskraft.“ (S. 181)

Marx spricht aber doch selbst auch dem Geld einen spezifischen, einen eigenen „Gebrauchswert“ gar nicht ab. Das Geld wird beschrieben als wunderbares Ding, als Monopol, als gesellschaftliche Macht der Privatperson, als „Magie des Geldes“, als „gesellschaftlicher Macht-hebel“, als stets „schlagfertiger gesellschaftlicher Reichtum“... Alle diese Formulierungen zielen auf die gesellschaftliche Funktion von Geld als flüssige Äquivalentform sämtlicher übrigen Waren: auf den Gebrauchswert von Geld beim Austausch und im Verkehr.

Im Gedanken an das Gold heißt es ausdrücklich:

„Der Gebrauchswert (!) der Geldware verdoppelt (!) sich. Neben (!) ihrem besonderen Gebrauchswert als Ware, wie Gold z.B. zum Ausstopfen hohler Zähne, Rohmaterial von Luxusartikeln usw. dient, erhält (!) sie einen formalen Gebrauchswert, der aus ihren spezifischen gesellschaftlichen Funktionen entspringt.“ (Marx 1890, S. 104)

Und nun können wir mit Marx ganz konkret fragen: Hat dieser eigenartige „Gebrauchswert“ von Geld „selbst die eigentümliche Beschaffenheit (...), Quelle von Wert zu sein“?

Und wenn man einmal alle Theorie über Arbeit, Arbeitswert und Arbeitswertäquivalente außer acht läßt, um schlicht und einfach auf die ökonomische Realität als die Basis aller Theorie zu schauen, dann ist der Befund offenkundig: Die wunderbare Ware „Geld“ mit ihrem ans Magische grenzenden Gebrauchswert besitzt offenbar jene „eigentümliche Beschaffenheit“, selb-

ständige Quelle eines ökonomischen Nutzens, also auch Quelle von Wert zu sein. Denn jeder Geldbesitzer und jeder Betrachter, der kein ökonomisches Brett vor dem Kopf hat, weiß und sieht, daß der Geldbesitzer Annehmlichkeiten im Sinne der jederzeitigen „Schlagfertigkeit“ besitzt. Diese monetäre Schlagfertigkeit kann er entweder in ihrer Naturalform selbst als ökonomische Transaktionsbereitschaft genießen. Oder aber er kann sie anderen zu Genuß und Gebrauch leihweise gegen Zinsentgelt zur Verfügung stellen.

Was Marx und fast alle in seiner Theorie geschulten Theoretiker daran hindert, die mehrwertträchtigen Eigenschaften des Geldes selbst richtig wahrzunehmen, ist die Vorstellung, es müsse in irgendeiner Form „Vergegenständlichung von Arbeit“ sein, die im Zuge der Mehrwerterzeugung stattfindet.

„Ein Gebrauchswert oder Gut hat also nur einen Wert, weil abstrakte menschliche Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisiert ist.“ (Marx 1890, S. 53)

Und solche Arbeit, die Werte schafft, vermögen sie beim Geld – abgesehen von dem darin steckenden „Äquivalent“ – offenbar nicht zu sehen: Ohne Arbeit keine Wertschöpfung, ohne solche Wertschöpfung aus Arbeit kein Wert, und ohne Wert kein Mehrwert, – das ist die gedankliche Formel. Keine Schöpfung aus dem Nichts! (Marx 1894, S. 48)

2. Die Produktion des Gebrauchswertes von Geld

Arbeit, so scheint es bei marxistischer Betrachtung, stecke im Geld nur insofern, als es Äquivalentform von Arbeit repräsentiert, die in Waren steckt.

Aber dieser erste Eindruck trügt. Es bedarf nämlich eines guten Stückes gesellschaftlicher Arbeit, bis die Äquivalentform der Ware als Geld hervorgebracht wird. Und es bedarf noch einmal gesellschaftlicher Arbeit, das einmal hervorgebrachte Geld als stabiles Meßsystem und als akzeptiertes Zahlungsmittel zu erhalten:

„Nur die gesellschaftliche Tat kann eine bestimmte Ware zum allgemeinen Äquivalent machen. Die gesellschaftliche Aktion aller anderen Waren ...“ (1890, S. 101)

Marx spricht daher folgerichtig von dem Geld als dem „notwendigen Produkt“ des gesellschaftlichen Austauschprozesses. (S. 101f.) Es komme „aus der Zirkulation her“ und sei „Produkt der Zirkulation“ (Marx 1857/8, S. 130). Insofern ist es die Arbeit des Austauschens, die das Geld produziert und ständig reproduziert. (Suhr/Godschalk, S. 92ff.) Es mangelt also gerade nicht an dem Quantum gesellschaftlicher Arbeit, dessen nützlich Ergebnis und brauchbares Produkt die spezifische, allgemeine und schlagfertige Äquivalentform aller anderen Waren ist. Ganz im Gegenteil; es drängen sich umgekehrt die Fragen auf: Welchen Nutzen in Gestalt von Gebrauchswert beim Geld erzeugt denn die „gesellschaftliche Tat“, die die Geldform der Ware produziert? Wer ist Nutznießer dieses Produktes?

3. Das den Gebrauchswert des Geldes konstituierende Austauschbedürfnis

Nutznießer des spezifischen Gebrauchswertes von Geld als Geld ist derjenige, dessen spezifische Bedürfnisse durch die Verwendung von Geld als Geld befriedigt werden. Denn „die Nützlichkeit eines Dinges macht es zum Gebrauchswert“. (Marx 1890, S. 50) Bevor man sich aber der Frage zuwendet, welches besondere Bedürfnis die Nützlichkeit und den Wert des Geldes als Geld im Vergleich zu anderen Wirtschaftsgegenständen bestimmt, muß man sich vergegenwärtigen, wie es mit der Nützlichkeit und dem Wert der anderen Waren bestellt ist.

Die ersten zwei Sätze im „Kapital“ von Marx sprechen zwar von der Ware. Aber die Ware ist wertlos, wenn sie nicht am Ende menschliche Bedürfnisse befriedigt, und davon handeln die weiteren fundamentalen Eingangssätze des Werkes: So gründet der Gedankengang von Marx' „Das Kapital“ mit der ersten fundamentalen Säule seiner Argumentation in den menschlichen Bedürfnissen.

Nicht erst in der Arbeit, sondern schon im Bedürfnis gründet die Wertlehre und damit auch die Mehrwertlehre. Daß die marxistische Wert- und Mehrwertlehre am Ende fast ganz zu einer Arbeitswertlehre geworden ist und sich von ihrem Bedürfnisfundament weitgehend abgelöst hat, hat Marx daher nur zu einem geringen Anteil selbst verschuldet. Erst seine Leser haben

weniger Interesse für die jeweiligen menschlich-gesellschaftlichen Bedürfnisse aufgebracht.

Offenbar konnten z.B. die Herausgeber der Marx-Engels-„Werke“ sehr wenig anfangen mit dem „Bedürfnis“, das bei Marx der elementaren Fundamentierung der Wert- und Mehrwertlehre dient: Sie hatten offenbar so wenig begriffen, worauf „Das Kapital“ ökonomisch-materialistisch gegründet ist, daß sie das Stichwort „Bedürfnis“ nicht einmal in das sehr ausführliche, über 20 Seiten lange Sachregister des ersten Bandes von „Das Kapital“ aufgenommen haben. Vorgegangen ist ihnen freilich schon Friedrich Engels, der in seinem Konspekt über „Das Kapital“ (1868, S. 245f.) ebenfalls das den Wert der Arbeit konstituierende Bedürfnis hier am Einstieg in das Werk nicht für erwähnenswert hält.

Tatsächlich bleiben Marx und Engels trotz allen Bemühens, die Arbeitswertlehre mit Hilfe der Begriffe der „nützlichen“ und der „gesellschaftlich notwendigen“ Arbeit zu verfeinern und die Preisbildung miteinzubeziehen, noch zu sehr befangen in der Arbeitswertlehre Ricardos. Während sie den gemeinsamen Nenner und Maßstab in der Arbeit suchen, hatten Aristoteles und Hegel ihn im Bedürfnis gefunden:

„Daher muß alles, was untereinander ausgetauscht wird, gewissermaßen quantitativ vergleichbar sein, und dazu ist nun das Geld bestimmt, das sozusagen zu einer Mitte wird (...) So muß denn für alles ein Eines als Maß bestehen (...) Dieses Eine ist in Wahrheit das Bedürfnis, das alles zusammenhält.“ (Aristoteles 1972, S. 112)

Hegel schreibt: „Das Geld repräsentiert alle Dinge.“ (1821, S. 303: Zusatz zu § 63). Es stelle aber nicht das Bedürfnis selbst dar, sondern „nur ein Zeichen für dasselbe“.

Doch zurück zu Marx: Das Bedürfnis bestimmt den Gebrauchswert der Ware und der in ihr vergegenständlichten Arbeit. Nur „der Rock ist ein Gebrauchswert, der ein besonderes Bedürfnis befriedigt.“ (Marx 1890, S. 56) Nur in bezug auf den Nutzen relativ zum Bedürfnis zählt die Arbeit für den Gebrauchswert. „Die Arbeit, deren Nützlichkeit (!) sich so im Gebrauchswert ihres Produktes (...) darstellt, (...) nennen wir kurzweg nützliche Arbeit.“

Unter diesem Gesichtspunkt wird sie stets betrachtet mit Bezug auf ihren Nutzeffekt.“ (S. 56)

So zählt stets nur die „zweckmäßige produktive Tätigkeit oder nützliche Arbeit“. (S. 57) Denn „endlich kann kein Ding Wert sein ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Ist es nutzlos, so ist auch die in ihm enthaltene Arbeit nutzlos, zählt nicht als Arbeit und bildet daher keinen Wert.“ (S. 55)

Marx geht noch weiter: „Die Nützlichkeit eines Dings macht es zum Gebrauchswert. (...) Dieser sein Charakter hängt nicht davon ab, ob die Aneignung seiner Gebrauchseigenschaft den Menschen viel oder wenig Arbeit kostet“. (S. 50)

Wenn man jetzt nach allem bei der Frage nach dem Wert und dem Mehrwert nicht hypnotisch fixiert bloß auf die Arbeit schaut, sondern auch auf das Bedürfnis, das die Dinge erst nützlich und damit wertvoll macht, dann erscheint auch das Geld in etwas anderem Licht.

Das „Geld“ ist das Mittel, mit dessen Hilfe Produzenten und Konsumenten ihre Produkte untereinander austauschen. Also liegt es auf der Hand, welchem Bedürfnis das Geld dient, also auch, wozu es nutzt und worin sein wertvoller Gebrauchswert besteht: Das Bedürfnis, das durch Geld befriedigt wird, ist das Bedürfnis der Produzenten und Konsumenten zur ökonomischen Kommunikation überhaupt, nämlich zum wirtschaftlichen Verkehr miteinander zwecks Austauschs ihrer Produkte. Was dabei als nützlicher Gebrauchswert des Geldes erscheint, ist die „Tauschfähigkeit“ überhaupt, die es vermittelt und durch die es „das Bedürfnis des Austauschs“, das „Bedürfnis für es als Geld“ befriedigt. (1857/8, S. 114; auch S. 64f., 83, 899)

Diesem Bedürfnis des Austauschs dient das Geld. Dabei ist es nützlich.

Dies macht seinen Gebrauchswert. Und eben diese Tatsache, daß das „Bedürfnis des Austauschs“ praktisch nicht befriedigt werden kann ohne Geld, ist auch die Ursache dafür, daß der Geldbesitzer allein dafür, daß er den Gebrauchswert des Geldes anderen überläßt, einen Preis verlangen kann: nämlich den Zins, durch den sich sein Geldvermögen ohne Sisyphusarbeit vermehrt.

Die Arbeit, die den Nutzen des Geldes hervorbringt, diese Arbeit erbringen nämlich schon die anderen Wirtschaftsteilnehmer, die durch ihre „gesellschaftliche Tat“ die Geldform der Ware

produzieren und laufend reproduzieren.

4. Widersprüchlichkeiten beim „Gebrauchswert des Geldes“

Marx freilich sieht die Sache anders. Auch er stellt die Frage nach dem spezifischen Gebrauchswert des Geldes und beantwortet sie wie folgt:

„Was gibt der Geldkapitalist dem Anleiher, dem industriellen Kapitalisten? Was veräußert er in der Tat an ihn? (...) Was ist der Gebrauchswert (des Geldes), den der Geldkapitalist für die Zeit des Ausleihens veräußert und an den produktiven Kapitalisten, den Borger, abtritt? Es ist der Gebrauchswert, den das Geld dadurch erhält, daß es in Kapital verwandelt werden, als Kapital fungieren kann, und daß es daher einen bestimmten Mehrwert, den Durchschnittsprofit, (...) in seiner Bewegung erzeugt (...). Diesen Gebrauchswert des Geldes als Kapital – die Fähigkeit, den Durchschnittsprofit zu erzeugen – veräußert der Geldkapitalist an den industriellen Kapitalisten.“ (1894, S. 363f.; Parallelstellen 1857/8, S. 224f. und 944)

Hier also hat das Geld einen „Gebrauchswert“, den es gar nicht selbst hat, den vielmehr allenfalls die Güter haben, die man damit erwirbt. Der Nutzen und Gebrauchswert des Geldes erscheint damit nicht als eine Eigenschaft des Geldes in seiner Funktion als Zirkulationsmittel, sondern als eine Art Vorwirkung dessen, was man mit dem Geld an Sachgütern und Arbeit erwerben kann.

Mit dem Geld aber kann man nicht nur Produktionsmittel erwerben, die sich rentieren (oder aber auch nicht!), sondern auch Konsumgüter, die im Konsum verschwinden. Trotzdem muß der Konsument, der auf Kredit konsumiert, dem Kreditgeber Zinsen zahlen. Diese Zinszahlungen sind also ganz offenbar unabhängig davon, was der Borger mit dem Geld anfängt. Umso zweifelhafter erscheint der Rückschluß von der Nützlichkeit der Produktionsgüter und des wertschaffenden Vermögens der „Arbeit“ auf den „Gebrauchswert“ des Geldes selbst.

Dieser Rückschluß vom Sachkapital auf das Geld steht aber auch im Widerspruch zu Einsichten in die Funktionen des Geldes, die Marx selbst andernorts festgehalten hat: Der Ge-

brauchswert der Ware, sagt Marx, entfaltet sich, wenn sie bei ihrem Nutzer zur Ruhe gekommen ist, während „rastloses Umhertreiben“ die „Funktion des Geldes“ ausmacht: „Der Gebrauchswert der Ware beginnt mit ihrem Herausfallen aus der Zirkulation, während der Gebrauchswert des Geldes als Zirkulationsmittel sein Zirkulieren selbst ist.“ (1859, S. 82)

Auch das Kapital ist etwas, das erst zu produzieren anfängt, wenn es aus der Zirkulation herausgefallen ist, wenn es bei jemandem stationär geworden ist und als Kapital genutzt wird, während das dafür ausgegebene Geld längst weiterzirkuliert. Hier erscheint der „Gebrauchswert des Geldes“ darin, daß das Geld die übrigen Güter in Bewegung versetzen kann. Wieso aber kann Marx dann gleichzeitig behaupten, der „Gebrauchswert des Geldes“, das der Geldkapitalist dem industriellen Kapitalisten überläßt, bestehe gerade nicht in der Bewegung von Gütern, die es ermögliche, sondern in einer Art Vorwegnahme des Nutzens stationär genutzter Sachkapitalien?

5. Zins als Preis des auf sich selbst bezogenen Geldes

Es gibt einen weiteren Gedanken, der im Wege steht, die Springquelle des Mehrwertes im Geld selbst zu suchen und wahrzunehmen. Es handelt sich um eine Art „Angst vor dem Zirkelschluß“:

„Geld hat dagegen keinen Preis. Um an dieser einheitlichen relativen Wertform der anderen Waren teilzunehmen, müßte es auf sich selbst als sein eigenes Äquivalent bezogen werden.“ (1890, S. 110)

Das erscheint Marx offenbar als sinnlos oder absurd: Der Preis des Geldes in Geld.

Schaut man dagegen auf die Praxis, so erscheint es als eine alltägliche Selbstverständlichkeit, daß das geliehene Geld Geld kostet, und zwar unabhängig davon, ob man es für Produktionszwecke verwendet (Kapital), ob man es verjübelt (Konsum) oder ob man es verschenkt, eine Schuld tilgt oder eine Beerdigung finanziert: Geld hat einen Preis! Die ökonomische Realität zeigt das täglich tausendfach.

Es gibt freilich auch eine Erscheinung, in der Marx selbst Geld anerkennt, das sich auf sich selbst bezieht:

„Im Wucherkapital ist die Form G-W-G‘ abgekürzt auf die unvermittelten Extreme G-G‘, (also auf) Geld, das sich gegen mehr Geld austauscht, eine der Natur des Geldes widersprechende und daher vom Standpunkt des Warenaustausches unerklärliche Form.“

Und dazu wird Aristoteles zitiert:

„Der Zins aber ist Geld von Geld, so daß von allen Erwerbszweigen dieser der Naturwidrigste.“ (1890, S. 179)

Was also als die größte Selbstverständlichkeit erscheint, wenn man auf den Gebrauchswert des Geldes für Transaktionszwecke schaut, daß nämlich dieser Gebrauchswert seinen Preis hat, die Nutzung von Geld sich also gegen mehr Geld austauscht, – das erscheint für Marx als eine „der Natur des Geldes widersprechende“ und „unerklärliche“ Form.

Marx hat allerdings insofern recht, als der Zins gar nicht der Preis des baren Äquivalentes ist, das das Geld als „allgemeine Äquivalentform“ auch verkörpert: „einheitliche relative Wertform der anderen Waren“. (Marx 1890 S. 110) Eine solche Beziehung des Geldes auf sich selbst wäre in der Tat eine unsinnige Tautologie; es sei denn, es handelt sich z.B. um Devisengeschäfte, also Geschäfte, in denen man mit einem Geld anderes Geld kauft.

Der Zins ist vielmehr der Preis, der gezahlt wird gerade nicht für das im Geld verkörperte Wertäquivalent; denn dieses Wertäquivalent behält der Verleiher in Gestalt seines Rückzahlungsanspruches. Der Zins wird vielmehr ganz im Gegenteil für den Gebrauchswert und die Nützlichkeit gezahlt, die das Geld als gesellschaftliche, flüssige, schlagfertige Äquivalentform verkörpert.

Es ist nicht der Wert des Geldes, sondern seine optimale Tauschbarkeit: „die Form (!) unmittelbarer allgemeiner Austauschbarkeit“ (Marx 1890, S. 84), worin das Geld beim Zins „auf sich selbst bezogen“ wird. Dann wird klar und einsichtig, was für Marx noch „unerklärlich“ war.

6. Geld als Liquiditäts- und Transaktionsmedium

Wenn Marx das Geld als die „schlagfertige“ Erscheinungsform gesellschaftlichen Reichtums

kennzeichnet, und wenn er den Gebrauchswert des Geldes als eines Zirkulationsmittels in seinem „Zirkulieren selbst“ beobachtet, so hat er zwei Eigenschaften im Auge, die auch heute noch die Grundlagen der Geldtheorie bestimmen: Das Geld ist „schlagfertig“, weil es das „liquideste“ unter den Tauschobjekten ist, und als Zirkulationsmittel taugt das Geld deshalb so vorzüglich, weil es, wie es in der modernen Theorie heißt, „Informations- und Transaktionskosten“ erspart. Marx hat insoweit Charakteristiken des Geldes beobachtet, die John Maynard Keynes in den dreißiger Jahren zum Liquiditätstheoretischen Ansatz der Geldtheorie weiterentwickelt hat und die andererseits in jüngerer Zeit dem modernen „Informations- und Transaktionskostenansatz“ der Ökonomie im allgemeinen und der Geldwissenschaft im besonderen zugrunde liegen.

Wo Marx allerdings den Nutzwert des verliehenen Geldes nicht in den Tauscheigenschaften des Geldes selbst sucht, sondern in den Eigenschaften des Kapitals, das damit erworben wird, bewegt er sich auf der Schiene einer kapitaltheoretischen Deutung des Geldes, wie sie heute etwa von den Monetaristen und von Wolfram Engels (1981) verfolgt wird: Das Geld wird weniger als notwendiges und unentbehrliches Transaktionsmittel gedeutet, sondern als etwas, das nach dem Bilde von Sachkapital begriffen wird und ausgeformt werden soll. (Dazu mehr unten im 4. Kapitel, I.2. und 3.) Hier aber geht es um Eigenschaften, die das Geld kennzeichnen, das seine Funktion als Transaktions- und Zahlungsmittel erfüllt.

Man kann sich diese spezifischen Eigenschaften, die das bewegliche Geld gegenüber den anderen, weniger beweglichen Waren auszeichnen und die gleichzeitig seinen ökonomischen Nutzen und „Mehrwert“ als Transaktionsmittel konstituieren, mit Hilfe eines Bildes gut veranschaulichen: Das Geld ist unter den Waren, was der Joker ist unter den übrigen Karten in einem Kartenspiel, in dem der Joker jeder anderen Karte im Range überlegen ist. (Suhr 1983, S. 59)

Dieses Bild veranschaulicht sehr gut, inwiefern das Geld sowohl äquivalent als auch nicht-äquivalent zu den Waren ist: Auch der Joker ist eine „Karte“ wie die anderen Karten, und es ist durchaus üblich, daß man mit dem Joker immer nur eine andere Karte „stechen“ kann, so daß der

„Tauschwert“ des Jokers im Augenblicke des „Stechens“ genau einer anderen Karte „äquivalent“ ist. Aber beim Spielen und „Stechen“ selbst erscheint die Überlegenheit und Nicht-Äquivalenz des Jokers gegenüber den anderen Karten darin, daß er in jeder Runde, gegenüber jedermann und gegenüber jeder Karte „ausgespielt“ werden kann. Die Spielchancen und -möglichkeiten, die der Joker auf diese Art und Weise eröffnet, gleichen denen, die das Geld im Wirtschaftsspiel vermittelt: Es sind spieltheoretisch ähnliche Eigenschaften, die die „Schlagfertigkeit“ des Jokers und die die „Schlagfertigkeit“ des Geldes ausmachen.

Will man die spezifischen Eigenschaften des Geldes also heute möglichst knapp und direkt auf den Begriff bringen, so kann man sagen: Der „Gebrauchswert des Geldes“ besteht in der Liquidität des Geldes und in der Transaktionsbereitschaft, die es vermittelt, sowie in dem Transaktionsnutzen, den es durch Einsparung von Informations- und Transaktionskosten erbringt.

Was der Jokernutzen im Kartenspiel, das ist der Liquiditätsnutzen des Geldes im Wirtschaftsspiel. Dieser Nutzen ist eine „Eigenschaft in der Zeit“, vergleichbar der ständigen und andauernden Nützlichkeit, die mir eine Haftpflichtversicherung dadurch vermittelt, daß sie mir die Angst vor Schadensersatzansprüchen nimmt, die mich belasten könnten. Eine solche ständige Annehmlichkeit ist, ökonomisch gesehen, ein „Nutzenstrom“, der in der Regel mit einem „Abstrom“ einhergeht, nämlich mit dem Preis der Versicherung, also mit Kosten.

Bei dem „Liquiditätsnutzen des Geldes“ haben wir es also nicht mit einer „Bestandsgröße“ zu tun, wie sie der schlichte „Wert“ oder „Tauschwert“ eines Gegenstandes darstellt, sondern mit einer „Stromgröße“, mit einem „Nutzen pro Zeiteinheit“. Und wenn man den „Liquiditätsnutzen des Geldes“ vermarktet, wenn man also sein Geld auf Zeit leihweise anderen zur Verfügung stellt, so kann man einen Ertragsstrom herauswirtschaften: den Zinsstrom.

II. Der Kapitalismus als Folge des Geldsystems

Schon oben war im Vorgriff formuliert worden: „Wie das Geld, so die Güter.“ Damit war ge-

meint, daß ein kapitalistisches Geld seine Spuren in der übrigen Wirtschaft derart hinterläßt, daß auch die Wirtschaft kapitalistisch wird. Wer kein Geld hat und es sich leihen muß, der bezahlt Zinsen; und wer keine Güter hat, sondern sie sich mieten oder pachten muß, bezahlt Miet- und Pachtzins. Wer Geld übrig hat, kann es verleihen und bekommt Zinsen; und wer andere Güter übrig hat, kann sie vermieten und verpachten und bekommt ebenfalls Miet- oder Pachtzins.

Und wie übertragen sich die Eigenschaften des Geldes auf die Güterwelt? Ganz einfach: Dadurch, daß man an die anderen Güter nur vermittle des „Mittlers“ Geld herankommt. Deshalb sind die Güter nur zu dem Eintrittspreis zu haben, den man für den Eintritt in die Zirkulationswelt des Geldes zu entrichten hat. Je mehr Geld in einer Wirtschaft nicht mehr einfach ausgegeben, sondern gespart und angelegt und dann erst wieder von dem Borger ausgegeben wird, desto mehr muß in dieser Wirtschaft durchschnittlich von den Produzenten, Händlern und Konsumenten an die Kapitalbesitzer abgeführt und bezahlt werden.

Diesen Vorgang gilt es jetzt noch etwas genauer zu betrachten.

I. Die gesellschaftliche Produktion des Liquiditätsnutzens von Geld

Der im Geld verkörperte Tauschwert ist im wirtschaftlichen Verkehr nützlicher als der in anderen Gütern verkörperte Tauschwert, weil der Tauschwert im Falle des Geldes zur „schlagfertigen“ Kaufkraft verflüssigt ist: monetäre Liquidität. Wie aber ist dieser Nutzen des Geldes zu erklären? Woher kommt er?

Bislang war der Nutzen des Geldes nur anhand des Joker-Beispiels veranschaulicht worden. So konnte der Anschein aufkommen, als entstände der Joker-Nutzen des Geldes gewissermaßen „aus dem Nichts“ einfach dadurch, daß das Geld nützliche, jokerartige Eigenschaften besitzt. Doch auch der Joker im Kartenspiel besitzt seine nützlichen Eigenschaften nur dann und nur so lange, wie die Spielregeln den Joker im Sinne der Allverwendbarkeit definieren und wenn und solange die Spieler diese Regeln befolgen und den Joker im Sinne der Spielregeln ausspielen und akzeptieren. Das wirkliche Vergnügen am Joker und die wirklichen Spielerfolge entstehen

also nicht schon allein daraus, daß der Joker eine besondere Karte ist, sondern dadurch, daß die Spieler ihn im Sinne der Spielregeln praktisch verwenden.

Mit dem Geld ist es nicht anders: Der Liquiditätsnutzen des Geldes entsteht nur dann und nur so lange, wie die Wirtschaftsteilnehmer das betreffende Geld als Geld ausgeben und als Geld annehmen. Es ist ihrer aller wirtschaftliche Tat, daß das Geld als Geld ausgegeben und angenommen und dadurch nützliches Transaktionsmittel wird und bleibt. Auf diese Weise wird die Liquidität des Geldes produziert, indem das Geld ausgegeben und angenommen wird, und auf diese gesellschaftliche Art und Weise wird auch die ökonomische Nützlichkeit des Geldes geschaffen, die jeder einzelne Teilnehmer am Wirtschaftsverkehr etwa in Gestalt der „Schlagfertigkeit“ des Geldes genießen kann.

Auch bei Karl Marx ist es ein gesellschaftlicher Prozeß, in dem die allgemeine Äquivalentform von „Geld“ hervorgebracht wird:

„Nur die gesellschaftliche Tat kann eine bestimmte Ware zum allgemeinen Äquivalent machen. Die gesellschaftliche Aktion aller anderen Waren schließt daher eine bestimmte Ware aus, worin sie allseitig ihre Werte darstellen. (...) So wird sie – Geld.“ (Marx 1890, S. 101)

Zu dieser gesellschaftlichen Produktion des Liquiditätsmittels „Geld“ gehört nicht nur, daß die Wirtschaftsteilnehmer das Geld annehmen (Akzeptanz), sondern ebenso sehr, daß sie es auch ausgeben (Alienabilität), und zwar ausgeben gegen eine Ware oder ein Gut, das sie erwerben wollen. (Suhr 1983, S. 89)

Wer Geld bei sich selbst festhält, wie etwa im Falle der „naiven Schatzbildung“, der sorgt für eine Unterbrechung der Zirkulation und steuert auf diese Art und Weise keinen positiven, sondern einen negativen Beitrag zur gesellschaftlichen Produktion der Liquidität des Geldes bei.

Wenn aber nun jemand die Produktion der Liquidität von Geld stört, indem er Geld festhält, – genau dann kommt er in den Genuß des „Liquiditätsnutzens“ des Geldes, das man in der Kasse bereithält. Das ist nicht nur absurd, sondern pervers: Ausgerechnet derjenige Teilnehmer des Wirtschaftsspiels, der den übrigen Mitspielern ihr unentbehrliches Zirkulationsmittel vorenthält,

wird durch den Liquiditätsnutzen für seinen negativen Beitrag auch noch prämiert! Und nicht nur, daß er den „Liquiditätsnutzen“ in der Naturalform genießen kann, wenn er sein Geld in der Kasse bereithält, – vielmehr kann er diesen Liquiditätsnutzen auch noch vermarkten, indem er sein Geld anlegt, so daß er dann Erträge einstreichen kann.

Diese Erträge sind gewissermaßen die Lösesumme, die die anderen zahlen müssen, damit der Geldanleger das Geld, das er festhalten könnte, wieder für Transaktionszwecke freigibt. So zahlen am Ende alle diejenigen, die die Liquidität und den Liquiditätsnutzen produzieren, für eben diesen Liquiditätsnutzen einen Preis an diejenigen, der ihre Produktion stört! Dies ist das perverse „Geheimnis der Plusmacherei“. Dies ist die elementare Struktur des Kapitalismus: Das System belohnt mit privaten Prämien diejenigen, die die gesellschaftliche Produktion der Liquidität von Geld sabotieren.

2. Kapitalistische Privatisierung des Liquiditätsnutzens

Die Liquidität des Geldes wird durch eine „gesellschaftliche Tat“ aller Produzenten und Konsumenten erzeugt, die das Geld beim Austausch ihrer Güter als Geld ausgeben und annehmen.

Wer immer Geld ausgibt und annimmt, – wer immer also Liquidität produziert, der kommt zugleich auch in den Genuß der Transaktionsvorteile, die das Geld vermittelt. So haben in der Regel zunächst einmal die Produzenten der monetären Liquidität auch den Nutzen der Liquidität.

Doch das Bild ändert sich, sobald jemand anfängt, Geld zurückzuhalten in der Absicht, es nicht auszugeben, sondern anzulegen: Sobald ich Geld in der Kasse zurückhalte, störe ich zwar die gesellschaftliche Produktion der Liquidität, genieße jedoch den privaten Nutzen, den sie mir vermittelt. (Suhr/ Godschalk, S. 96ff.) Während ich diesen Geldnutzen als „gesellschaftliche Macht“ in Gestalt der monetären „Schlagfertigkeit“ genieße, sind die Produzenten und Konsumenten mit ihrem Austauschbedürfnis auf Geld angewiesen.

Das heißt zugleich: Mein relativ entbehrliches

Geld paßt vorzüglich zu ihren relativ existentiellen Bedürfnissen. Und diese Situation kann ich ausnutzen dazu, den mir zugespielten Liquiditätsnutzen zu vermarkten und in eine Rendite zu verwandeln. So spielt mir das gesellschaftliche monetäre System einen privatisierbaren Nutzen in die Hand, den ich in mehr Geld umsetzen kann. So spielt das Geldsystem denjenigen, die Geld übrig haben, das sie nicht ausgeben wollen, immer wieder den Mehrwert des Geldes in die Kasse: Entweder die Naturalform des Mehrwertes in Gestalt des Liquiditätsnutzens (liquidity-premium; money services); oder als pekuniäres Äquivalent des Liquiditätsnutzens den Zins.

Das gegenwärtige monetäre System hat also zur Folge, daß der gesellschaftlich produzierte Liquiditätsnutzen von Kapitalbesitzern privatisiert und in eine Pfründe transformiert werden kann.

Dabei fließen diese Gelder in der Gestalt von Zinsen dort ab, wo Geld gebraucht wird, und dorthin, wo seine Liquidität schon vorher nicht für Transaktionszwecke benötigt wurde. Das Geld fließt also in einem kontraproduktiven Strom in der falschen Richtung. Dies ist der wohlfahrtsökonomische Unsinn des kapitalistischen Geldes.

3. Kapitalistische Verteilung der Liquiditätskosten

Wer die Zirkulation stört, der liefert negative Beiträge zur Produktion der Liquidität. Das kann man auch so ausdrücken: Er verursacht gesellschaftliche Kosten.

Während also der Kassehalter den Nutzen der Liquidität genießt, produziert er zugleich Kosten für die anderen, und zwar in der Gestalt, daß er ihnen das ökonomisch erforderliche Zirkulationsmittel verknappt. Wenn nun die anderen Wirtschaftsteilnehmer Informations- und Transaktionskosten dadurch sparen wollen, daß sie das Transaktionsmittel „Geld“ verwenden, dessen Liquidität sie selbst produzieren, so müssen sie den Geldanleger dafür bezahlen, daß er von seiner Sabotage des Zirkulationssystems abläßt. Die Kosten, die diese Sabotagekompetenz der Geldanleger verursacht, tragen wiederum die Produzenten und Konsumenten, die ohne Geld nicht effektiv und „schlagfertig“ verkaufen und kaufen können.

Es kommt aber noch etwas hinzu: Die mit der Liquidität verbundenen Kosten werden nicht gleichmäßig auf alle verteilt, die das Geld für ihre Transaktionszwecke als Konsumenten und Produzenten gebrauchen. Ganz im Gegenteil: Je wohlhabender solche Konsumenten und Produzenten schon sind, – je weniger sie also auf kreditweise Vorfinanzierung ihrer Produktionsmittel (Fremdkapital) oder ihres Konsums (Konsumentenkredite) angewiesen sind, desto weniger Zinsen kommen auf sie zu. – Je ärmer sie aber sind, je stärker sie also ihre Produktion oder gar ihren Konsum auf Kredit finanzieren müssen, desto mehr bekommen sie mit Krediten zu tun, desto mehr Zinsen haben sie zu tragen.

Aber auch damit noch nicht genug: Ein Unternehmer, der ein Darlehen für 5 Jahre aufnimmt, um in der nächsten Woche die von ihm erworbene Druckmaschine zu bezahlen, der gibt sein Geld und mit dem Geld den Liquiditätsnutzen schon nach kurzer Zeit weiter. Aber die Kreditkosten, die er aus Anlaß seiner geplanten Transaktion auf sich genommen hat, bleiben bei ihm hängen. Während der gesamten Laufzeit des Darlehens, also für 5 Jahre, bezahlt er mit den Zinsen den Preis für den Nutzen einer monetären Liquidität, die er schon nach einer Woche nicht mehr besitzt, die vielmehr von anderen längst wieder kostenlos in Anspruch genommen wird.

So gesehen erscheinen Kapitalkosten als „hängengebliebene Liquidisierungskosten“. Und genau hier schließt sich der Kreis zu einigen Überlegungen, die am Anfang dieser Untersuchung gestanden haben: Weil nämlich die Geldbeschaffungskosten beim Kreditnehmer hängenbleiben, erscheinen sie für ihn (und für den fachökonomischen Betrachter) nicht mehr als das, was sie wirklich sind, nämlich nicht mehr als Liquidisierungs- und Transaktionskosten, sondern als Kosten des erworbenen Sachgutes, also der Druckmaschine.

So werden Sachkapitalien für die Produzenten und Konsumenten kostspielig.

So hinterläßt das kapitalistische Geld seine kapitalistischen Kostenspuren bei den Sachgütern. So erhebt „das Kapital“ seinen „Mehrwert“ von Produzenten und am Ende von Konsumenten, auf die letztlich die Kosten über die Preise abgewälzt werden.

Man kann sagen: Das Geld überträgt seine kapitalistischen Eigenschaften auf die übrigen Wirtschaftsgüter. Und so hat Silvio Gesell es auch beschrieben. Unter der Überschrift „Übertragung des Urzins auf die Ware“ heißt es bei ihm:

„Weil also das herkömmliche Geld, unser Tauschmittel, an und für sich ein Kapital ist, das keine Ware ohne seine Brandmarke in den Handel aufnimmt, findet die Ware gesetz- und regelmäßig Marktverhältnisse vor, die die Ware als zinserhebendes Kapital erscheinen lassen, wenigstens für den Verbraucher, denn dieser bezahlt den Preis, den der Erzeuger erhalten hat, zuzüglich Zins.“ Die Ware „nimmt dann ihre wahre Gestalt an, nämlich die eines einfachen Kassenboten des Geldkapitals. Sie erhebt den Urzins vom Verbraucher der Ware nicht für deren Erzeuger, sondern für den Besitzer des Geldes (Tauschmittel), – so etwa wie bei einer Nachnahmesendung. Und die Waffe, womit das Geld seinen Kassenboten ausrüstet, das ist die Unterbrechung der Verbindung zwischen den Warenerzeugern durch Verweigerung des Tauschdienstes. Nimmt man dem Tauschvermittler das Vorrecht, den Austausch der Waren zur Erpressung des Urzinses untersagen zu können, wie es durch das Freigeld erreicht wird, so muß das Geld seine Dienste umsonst leisten, und die Waren werden, genau wie im Tauschhandel, ohne Zinsbelastung gegeneinander ausgetauscht.“ (Gesell 1949, S. 324)

Und ähnlich beschreibt Gesell unter der Überschrift „Übertragung des Urzinses auf das sogenannte Realkapital (Sachgut)“, wie es dazu kommt, daß nur diejenigen Realkapitalien erzeugt werden, die so viel Ertrag erwarten lassen, wie das Geld Zins. Und dann heißt es zusammenfassend:

„Es ist also klar: das sogenannte Realkapital muß Zinsen abwerfen, weil es nur durch Ausgeben von Geld zustande kommen kann, und weil dieses Geld Kapital ist. Das sog. Realkapital besitzt nicht, wie das Geld, eigene zinserpressende Machtmittel. Es handelt sich bei diesen sogenannten Realkapitalien, genau wie bei den Waren, um vom Geld eigens zu diesem Zweck geschaffene und erzwungene Marktverhältnisse, um eine selbsttätig wirkende, künstliche Beschränkung in der Erzeugung sogen-

nannter Realkapitalien, so daß deren Angebot niemals die Nachfrage decken kann. Gesetzmäßig erzeugt das herkömmliche, vom Staat abgestempelte und verwaltete Geld durch erzwungene Arbeitslosigkeit die besitz- und obdachlose Menge, das Proletariat, dessen Dasein die Voraussetzung für die Kapitaleigenschaft der Häuser, Fabriken, Schiffe ist.“ (S. 226)

III. Kapitalistische Eigentumsformen als Folge kapitalistischen Geldes

Der Geldkapitalist verfügt aber nicht nur über das Mittel, sich den Mehrwert in Gestalt der Zinsen auszubedingen. Er sitzt auch am längeren Hebel, wenn es darum geht, als Geldgeber mit einem Unternehmer über die Bedingungen einer Beteiligung zu sprechen. Er kann sich Entscheidungsrechte vorbehalten, die er nicht ohne weiteres durchsetzen könnte, hätten Geldgeber nicht die Macht, dem Unternehmer das Medium der ökonomischen Kommunikation zu überlassen oder eben auch vorzuenthalten. Er kann weitgehend die Bedingungen vorschreiben, denen die anderen sich fügen müssen, bevor er ihnen das lebensnotwendige Transaktionsmedium zur Verfügung stellt.

Zu diesen Bedingungen, die der Kapitalist sich als Geldgeber ausbedingen kann, gehört nicht nur, daß man Zinsen zahlen muß, wenn man sich Geld leiht. Dazu gehört auch, daß ein Kapitalgeber, der sich mit Produzenten zusammensetzt, um etwas zu produzieren, die besseren Karten in der Hand hat und die Spielregeln bestimmen kann, nach denen das Spiel „Produktion“ in Unternehmen gespielt wird. Die „Spielregeln“ der Produktion, – das sind die „Produktionsverhältnisse“ einschließlich der eigentumsrechtlich ausgeformten Dispositionsbefugnisse des Kapitals im Unternehmen.

Es überrascht also überhaupt nicht, daß unter den Bedingungen des kapitalistischen Geldes sich Eigentumsformen herausgebildet haben und gesetzlich kodifiziert bzw. anerkannt wurden, bei denen der Kapitalgeber das letzte Wort hat. So ist denn am Ende der Kapitalismus nicht auf die Eigentumsformen, sondern die kapitalistischen Eigentumsformen sind auf das kapitalistische Geld zurückzuführen.

Wer also den Kapitalismus abschaffen will, indem er die Eigentumsformen umstürzt, der beschäftigt sich nur mit dem Symptom. Wer den Kapitalismus radikal angehen will, also nicht nur oberflächlich, sondern bei seinen Wurzeln, der muß beim Geld ansetzen.

IV. Der Mehrwert von Kapital und die anderen Profite

Die Kritik der politischen Ökonomie zielt zunächst auf den generellen Mehrwert, auf den Durchschnittsprofit von Kapital. Es geht Marx dabei gerade nicht um den einen oder anderen Aufschlag, der anlässlich von Verträgen ungleicher Partner abgezweigt wird, sondern um die systematische Struktur, aus der der Mehrwert hervorgeht. Darauf zielen auch meine Bemühungen.

Selbstverständlich bin auch ich mir der Tatsache bewußt, daß es vielerlei Renditen und Profite gibt! Das beginnt bei der Entlohnung einer gelungenen Leistung, setzt sich fort über Gewinne und Verluste aus Risiko-Engagements, über Patent-Erträge bis hin zu Knappheitsrenditen welcher Art auch immer. Sind knappe Güter vermehrbar, dauert das Vergnügen freilich nicht lange, wenn man nicht durch Syndikate oder Kartelle für künstliche Knappheit sorgt...

Mit der Abschaffung des kapitalistischen Geldes verschwinden nicht die anderen Arten von Prämien und Profiten. Sie sind auch durchaus nicht alle ungerecht oder ökonomisch dysfunktional. Geschick, Fleiß, Ausdauer, Erfindungsreichtum und Verantwortungsbereitschaft haben auch ihren ökonomischen Gegenwert. Sie sind nützlich für die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, – und diese Bedürfnisse bestimmen bekanntlich den wirtschaftlichen Wert der Waren und der auf sie verausgabten Arbeit.

Auch Risiken zu übernehmen, hat vielfach segensreiche Abpufferungsfunktionen in der Volkswirtschaft: Verluste werden in Kassen geleitet, deren Inhaber damit gerechnet haben und typischerweise entbehrliches Geld eingesetzt haben: Wer nur entbehrliches Vermögen einsetzt, den trifft der Schlag weniger hart, als wenn Arbeiter selbst davon betroffen würden. Und wenn die ökonomischen Risiko-Spieler beim

Sachanlagen-Spiel gewinnen, bekommen sie mehr Geld, mit dem sie ihr nützliches Spielchen weiterspielen können.

Der typische kapitalistische Profit aber, hinter dem keine volkswirtschaftliche Leistung, keine sinnvolle Lenkung und Verteilung mehr zu erkennen ist, der hängt mit der Geldstruktur zusammen. Er läßt sich nur beseitigen, wenn man die Geldstruktur verändert.

4. Kapitel

Geld ohne Mehrwert

Geld vermittelt nicht nur den Tauschwert, den es als „allgemeine Äquivalentform“ der Waren verkörpert, sondern es vermittelt zusätzlich den spezifischen ökonomischen Nutzen der monetären Liquidität, und zwar entweder in der Naturgestalt der monetären „Schlagfertigkeit“, oder in der pekuniären Gestalt derart, daß dieser Nutzen vermarktet und in Rendite verwandelt wird.

Dies ist das überlieferte „Geld mit Mehrwert“. So gesehen kommt es also darauf an, ein „Geld ohne Mehrwert“ zu konzipieren und zu verwirklichen.

I. Neutralisierung des monetären Privilegs

Der Naturalnutzen der monetären Liquidität besteht darin, daß man bei wirtschaftlichen Transaktionen Informations- und Transaktionskosten spart, wenn man dabei mit der Geldeinheit messen und mit Geld bezahlen kann.

Dieser Nutzen, diese Einsparung von Informations- und Transaktionskosten durch Geld, ist eine wirtschaftsgeschichtliche Errungenschaft, die man nicht aufgeben darf, bevor man noch bessere Techniken gefunden hat. Es kann also nicht darum gehen, die Liquidität des Geldes und damit den Liquiditätsnutzen und den Wohlfahrtsgewinn abzuschaffen, der daraus resultiert.

Man muß einen anderen Weg finden, die kapitalistische Asymmetrie des herkömmlichen Geldes zu beseitigen.

I. Keynes: Durchhaltekosten für monetäre Liquidität

Die Sache ist im Prinzip einfach. Kein Geringerer als John Maynard Keynes hat dafür nicht nur die einfache Formel angegeben, sondern auch schon praktische Vorschläge dafür im Keynes-Plan für den Internationalen Währungsfonds unterbreitet.

Im 17. Kapitel seiner berühmten *General Theory of Employment, Interest and Money* (1936) hat Keynes die elementaren und einfachen liquiditätstheoretischen Grundlagen für die Ökonomie geschaffen. Dieses bestechend klare Kapitel gilt einigen Lesern freilich eher als „verworren und bedeutungslos“, so daß „nicht viel verloren“ wäre, wenn es niemals geschrieben worden wäre (Hansen 1959, S. 156-158). Man findet es „unklar oder doch verwirrend“ (Herr 1986, S. 128). Dabei liefert es die unentbehrlichen liquiditätstheoretischen Grundlagen zur übrigen „Allgemeinen Theorie“. Ohne diese Grundlagen hängt die „Allgemeine Theorie“ selbst in der Luft.

Zunächst einmal analysiert Keynes den ökonomischen Nutzen der Tauschbarkeit von Wirtschaftsobjekten überhaupt. Es geht dabei um die Macht, über ein Wirtschaftsgut innerhalb einer Periode verfügen zu können.

Keynes hat erkannt, daß die Güter gleichen Tauschwertes unterschiedliche Tauschbarkeit haben können. Und er hat darauf aufmerksam gemacht, daß der Nutzen dieser Tauschbarkeit nicht ohne weiteres als Ertrag sichtbar ist und zu Buche schlägt. Damit hat Keynes die schon Aristoteles vertrauten zwei Werteigenschaften „Gebrauchswert“ und „Tauschwert“ um eine dritte erweitert, die für die Tausch- und Geldwirtschaft ganz entscheidend ist: nämlich um den Tauschbarkeits- oder Liquiditätswert.

„Finally, the power of disposal over an asset during a period may offer a potential convenience or security, which is not equal for assets of different kinds, though the assets themselves are of equal initial value. There is, so to speak, nothing to show for this at the end of the period in the shape of output; yet it is something for which people are ready to pay something. The amount (...) which they are willing to pay for the potential convenience or security given by this power of disposal (...), we shall call its liquidity premium 1.“ (S. 226)

Wirtschaftsgüter, schreibt Keynes dann weiter, produzierten erstens unter Umständen einen gewissen Ertrag: „yield or output q “. Sie seien zweitens meistens mit gewissen Kosten verbunden: „carrying-costs c “. Und drittens gehe mit ihnen je nach Tauschbarkeit ein Liquiditätsnutzen einher: „liquidity-premium l “.

Und dann folgt mit aller wünschenswerten Klarheit und Einfachheit die Formel von Keynes, nach der sich der Nettoertrag eines Wirtschaftsgutes ergibt, wenn man alle drei Ströme von Nutzen und Kosten zusammenzieht: Dieser Nettoertrag ergibt sich aus den Erträgen q minus Kosten c plus Liquiditätsnutzen l :

„It follows that the total return expected from the ownership of an asset over a period is equal to its yield minus its carrying costs plus its liquidity-premium, i.e. To $q - c + l$.“ (S. 226)

Wendet man diese im Grunde banale Formel auf das Geld an, so zeigt sich: Beim Geld sind die pekuniären Erträge Null. Die laufenden Kosten kann man vernachlässigen; sie können also auch als Null angesehen werden. Aber der Liquiditätsnutzen ist erheblich: „It is characteristic (...) of money that its yield is nill, and its carrying-costs negligible, but its liquidity-premium substantial.“ (S. 226)

Da l der Betrag ist, den man für die Inanspruchnahme des Liquiditätsnutzens zu zahlen bereit ist, gibt diese Größe auch den Preis an, den man für die Überlassung von Geld zu zahlen bereit ist, vorausgesetzt, daß mit dem Geld nicht anderweitige Erträge verbunden sind, die das Gut „Geld“ noch wertvoller machen, oder laufende Kosten, die seinen Nutzen schmälern. Also kann man auch formulieren: Die Rendite r von Finanzkapital (von vermarktetem Geldnutzen) ergibt sich nach der Formel: $r = q - c + l$. Wenn dann beim Geld in der Kasse als solchem die pekuniären Erträge q gleich Null sind und wenn die Kosten von Kassehaltung c vernachlässigt werden können, dann fallen aus dem Kosten-Nutzen-Bündel „Geld“, das als Finanzkapital vermarktet wird, die beiden Posten q und c heraus, und es verbleibt: $r = l$. Das heißt, daß der Zins dem Liquiditätsnutzen entspricht.

Wenn man nun erreichen will, daß die Zinsen sinken, daß also die „kapitalistische“ Rendite von Finanzkapital verschwindet, dann muß man

ein Kosten-Nutzen-Bündel „Geld“ schnüren, in dem künstliche Durchhaltekosten c untergebracht sind, und zwar Kosten in solcher Höhe, daß sie den Liquiditätsnutzen kompensieren: $c = l$.

Ist diese Bedingung erfüllt, dann ergibt sich: $r = l - c = 0$. Deshalb, meint Keynes, seien diejenigen Sozialreformer, die dem Geld künstliche Durchhaltekosten anheften wollten, auf dem richtigen Wege gewesen:

„Thus those reformers, who look for a remedy by creating artificial carrying-costs for money through the device of requiring legal-tender currency to be periodically stamped at a prescribed cost in order to retain its quality as money, or in analogous ways, have been on the right track; and the practical value of their proposals deserves consideration.“ (S. 234)

Wenig bekannt ist, daß Keynes künstliche Durchhaltekosten für Liquidität dann selbst vorgeschlagen hat, und zwar in seinen Proposals für die Internationale Zahlungsunion (Keynes 1941- 43; Hankel 1986, S. 69 – 80), die während des Zweiten Weltkrieges diskutiert wurde und die – freilich nicht nach den Vorstellungen von Keynes – mit dem Internationalen Währungsfonds politisch ins Werk gesetzt worden ist. Noch weniger haben die Ökonomen den Zusammenhang zwischen den Proposals und der Allgemeinen Theorie bemerkt und durchschaut, was Keynes sich bei seinem Vorschlag wohl alles gedacht hat.

Keynes betont immer wieder, wie entscheidend es ist, daß das herkömmliche Geld keine Durchhaltekosten verursacht. Diese Durchhaltekosten spielen in verschiedensten Zusammenhängen eine signifikante Rolle: Nach Keynes sind diese fehlenden carrying-costs beim Geld mitverantwortlich für die Starrheit der Löhne:

„The expectation of a relative stickiness of wages in terms of money is a corollary of the excess of liquidity-premium over carrying-costs (!) being greater for money than for any other asset.“ (S. 238)

Sie sind vor allem für die allgemeine Signifikanz des Geldzinssatzes genau so konstituierend wie die Liquiditätsprämie des Geldes selbst:

„Moreover, the low carrying-costs (!) of money as we know it play quite as large a part

as a high liquidity-premium in making the money-rate of interest the significant rate. For what matters is the difference between the liquidity-premium and the carrying-costs.“ (S. 237)

Daß Vermögensmassen überhaupt ohne ständige Verluste angehäuft werden können, hat ebenfalls mit den fehlenden Durchhaltekosten des Geldes zu tun:

„In this connection the low (or negligible) carrying-costs (!) of money play an essential part.“

Denn Durchhaltekosten würden den künftig erwarteten Wert des gehaltenen Geldes sowie der Geldvermögentitel und der Sachkapitalien beeinflussen. Die Liquiditätspräferenzkurve würde abgesenkt (Bubeck 1966, S. 22f.), und zwar je nach Höhe der carrying-costs bis zu dem Punkt, in dem der untere Ast der Kurve die Abszisse tangiert oder sogar schneidet und in den negativen Quadranten eindringt: Statt einer Präferenz für Liquidität käme man über den Neutralpunkt der Indifferenz gegenüber der Liquidität bis hin zur Abneigung gegenüber der Liquidität! Solches Geld würde als Instrument der Vermögenshaltung gemieden und als Renditeinstrument ausfallen. Seine Transaktionsfunktionen würden dagegen nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern verbessert.

Die Folgen von carrying-costs auf Geld betreffen insbesondere die Flucht ins Geld bei Unsicherheit hinsichtlich der künftigen Preise anderer Güter:

„The readiness of the public to increase their stock of money in response to a comparatively small stimulus is due to the advantages of liquidity (...) having no offset to content with in the shape of carrying-costs (!) mounting steeply with the lapse of time.“ (S. 233)

Die Folgen sind freilich von noch viel allgemeinerer Art, und zwar, was die Ansammlung von Reichtum überhaupt betrifft:

„In the case of a commodity other than money a modest stock of it may offer some convenience to users of the commodity. But even though a larger stock might have some attractions as representing a store of wealth of stable value, this would be offset by its carrying-costs (!) in the shape of storage, wastage, etc.

Hence after a certain point is reached, there is necessarily a loss in holding a greater stock.“ (S. 233/4)

So erscheinen stets die (fehlenden) Durchhaltekosten beim Geld nicht weniger wichtig und entscheidend als die Liquiditätseigenschaften des Geldes selbst!

In seinem liquiditätstheoretischen 17. Kapitel der General Theory befaßt Keynes sich letztlich mehr mit den carrying-costs als mit der Liquidität des Geldes selbst. Aber seine Leser können wenig damit anfangen. So geht z.B. auch Spahn (1986, S. 138ff.) auf diese Schlüsselkategorie bei seiner liquiditätstheoretischen Neuerschließung von Keynes nicht näher ein.

Die Vorstellung eines kostentragenden Geldes, die Keynes diskutiert und seinen Lesern vermitteln will, ist so ungewohnt, daß sie bei den Lesern einfach nicht perzipiert wird. Alte Denkgewohnheiten zum Geld setzen die Perzeptionsschwelle für diese intellektuelle Innovation im Leser so hoch, daß schlichtes Lesen offenbar nicht ausreicht, sie zu überwinden. Meist erscheint dann in solchen Fällen dem jeweiligen Leser der gelesene und nicht ganz erfaßte Text selbst als dunkel. Dafür liefert das „mysteriöse“ 17. Kapitel (Findlay 1963, S. 12) ein gutes Beispiel. Zwar hat dieses Kapitel zuerst „eine gewisse Begeisterung“ ausgelöst. Die aber, heißt es dann, sei „teilweise auf seine Unklarheit“ zurückzuführen (Hansen 1959, S. 157).

Es ist eine in der Philosophie wohlvertraute Erscheinung, daß Leser, die etwas nicht begreifen, die Schuld nicht bei sich selbst suchen, sondern dem Buch zuschieben, das sie lesen, also dem Autor, der es verfaßt hat. Aber jeder, der einen Text für verworren oder dunkel hält, sollte sich zurückhalten: „Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen, und es klingt hohl, ist das allemal im Buch?“ (G. Chr. Lichtenberg)

So ist auch im Falle Keynes gerade nicht der Text des 17. Kapitels unklar. Unklar ist nicht Keynes. Unklar blieb nur seinen Lesern, sofern sie die signifikanten carrying-costs überhaupt perzipierten, inwiefern gerade diese Einzelheiten des 17. Kapitels den Schlüssel dazu liefern, auch den übrigen Keynes der Allgemeinen Theorie besser zu begreifen.

So wenig erfaßt und begriffen wurde das 17. Kapitel, – so unbekannt sind diese Einzelheiten ge-

blieben, daß später die Monetaristen genau das Gegenteil dessen, was Keynes für erwägenswert hielt, vorschlagen konnten: nämlich statt der Durchhaltekosten eine Zugabe in Gestalt von Zinsprämien auf das Geld in der Kasse, – und das, ohne daß sie auf die einschlägigen Vorstellungen von Keynes auch nur einen einzigen eigenen Gedanken verschwendeten.

Auf die monetaristischen Ideen werde ich gleich zurückkommen. Zunächst gilt es, das Bild von Keynes etwas abzurunden, um Mißverständnissen vorzubeugen, denen meine liquiditätstheoretische Deutung leicht ausgesetzt ist. Betrachtet man nämlich das Geld in der Kasse nur durch die Augen eines typischen Geldanlegers, dem es um nichts geht als um möglichst sichere und möglichst ertragreiche Anlagen, dann rücken die Transaktionsvorteile, die hier ganz im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen, an den Rand. Dann interessiert eigentlich nur, welchen Nutzen und welche Sicherheiten das flüssige Geld als eine Vermögensart im Verhältnis zu anderen Anlagen bietet. Geld erscheint dann, bei stabiler Währung, als sichere, flüssige Wertaufbewahrungsform. Im Vergleich mit Anlagen, deren erwarteter Ertrag oder deren Rückzahlung unsicher ist, bietet Geld in der Kasse gewisse Vorteile. Wenn freilich die Rückzahlung sicher und der erwartete Ertrag aller Anlagemöglichkeiten bekannt und daher erwartbar wäre, wäre es unsinnig, noch Geld, das keine Erträge mit sich bringt, in der Kasse zu behalten. Keynes hat das so formuliert:

„There is, however, a necessary condition failing which the existence of a liquidity-preference for money as a means of holding wealth could not exist. This necessary condition is the existence of uncertainty as to the future of the rate of interest, i.e. As to the complex of rates of interest for varying maturities which will rule future dates.“ (Keynes 1936, S. 168)

Bei flüchtiger Lektüre kann man dann den Eindruck mitnehmen, als ginge es Keynes bei seiner Liquidität, bei der Neigung von Individuen zur Liquidität und bei der Liquiditätsprämie um diese Sicherheit des Geldes im Verhältnis zur Unsicherheit erwarteter Renditearten. Und dieses Mißverständnis spielt in der Tat bei einer Reihe von Ökonomen eine nicht gerade fruchtbare Rolle. (Herr 1986, S. 113; vgl. Riese 1983, S. 106f.)

Aber Keynes wird dabei wieder in einem nicht unerheblichen Ausmaß verstümmelt. Denn Keynes behandelt an der einschlägigen Stelle ausdrücklich nur – und wirklich nur – den zweiten von zwei Aspekten der Kassehaltung: Nachdem die Geldvorhaltung zu Zwecken der laufenden Geschäftstätigkeit der Geldhaltung zu Zwecken der Aufbewahrung von Wert gegenübergestellt worden ist, wird das Geld nur unter dem Aspekt der Wertaufbewahrung („money as a means of holding wealth“ im Gegeasatz zu „money for the transaction of current business“) erörtert, und auch diese speziellen Feststellungen zur Liquiditätspräferenz bei Unsicherheit erwarteter Renditen werden alsbald wieder relativiert.

Während die Neigung zur Liquidität unter dem Aspekt des richtigen Reichtums-Portefeuilles sich nach Keynes als recht differenziertes Problem erweist und – vor allem – starken Schwankungen je nach psychologischer Stimmungslage von Anlegern unterliegt, gilt für die Vorhaltung von Liquidität für Zwecke der laufenden Geschäftsführung, daß es sich um eine recht nüchterne und beständige Angelegenheit handelt. Es sei offenkundig, schreibt Keynes, daß es sich lohne, für die Bequemlichkeiten der monetären Liquidität einen gewissen Ausfall von Zinsen in Kauf zu nehmen:

„In this connection we can usefully employ the ancient distinction between the use of money for the transaction of current business and its use as a store of wealth. As regards the first of these two uses, it is obvious that up to a point it is worth while to sacrifice a certain amount of interest for the convenience of liquidity.“ (S. 168)

Mit anderen Worten: Alle Geldanleger können davon ausgehen, daß es immer Individuen geben wird, die Liquidität nachfragen, um ihre laufenden Geschäfte abzuwickeln. Dafür gibt es heute weitere differenzierte Deutungen der Liquidität, bei denen die Rechenmittelfunktion des Geldes, die Zeitüberbrückungsfunktion und die Zahlungsmittelfunktion in ihrem Zusammenwirken erscheinen. (Spahn 1986, S. 139ff.) Deshalb würde auch dann, wenn Sicherheit bestünde hinsichtlich der Rückzahlung von Krediten und hinsichtlich der erwarteten Renditen, Liquidität noch intensiv nachgefragt und vorgehalten werden, nämlich von allen denen, die Geld nicht zu abstrakten Anlagezwecken verwenden (kapi-

talistisches Vermögensmotiv), sondern zur Durchführung realwirtschaftlicher Transaktionen (Transaktionsmotiv).

Gäbe es diese faktisch garantierte Sockelnachfrage nach Transaktions-Liquidität nicht, dann allerdings hinge die Zinsrate vorwiegend von der erwähnten Unsicherheit ab und könnte bei stabilen Erwartungen substantiell sinken. Man kann sich jedoch in einer arbeitsteiligen und monetisierten Wirtschaft zuverlässig auf eine kräftige und permanente Nachfrage nach Transaktionsgeld verlassen.

Dafür sorgen neben den Haltern von Transaktionskassen vor allem alle Verkäufer, die ständig so viel Geld nachfragen, wie Ware am Markt feilgeboten wird. Diese Geldnachfrage der Verkäufer ist überhaupt die eigentliche Nachfrage nach Geld. Denn auch sie suchen Geld nicht nur um seines Tauschwertes willen, sondern wegen der Liquidität der monetisierten Tauschkraft: Sie sind es, die ständig unbewegliche Güter welcher Art auch immer feilbieten, weil sie sich gerade Geld verschaffen, sich also liquidisieren wollen. Nicht nur wer Schuldscheine verkauft, sondern auch schon wer Kartoffeln, Videogeräte oder Arbeitsleistung anbietet, sucht Geld und fragt Geld nach.

Die unerbittliche Nachfrage nach Geld zur Abwicklung von realen Geschäften sorgt dafür, daß das Geld knapp bleibt und daher die Liquiditätsprämie nennenswert über Null verharrt. So profitieren alle, die das Geld und ihre Geldvermögenstitel als bloßes Vermögen halten wollen, genau davon, daß die anderen das Geld für ihre existentiellen Transaktionszwecke dringend brauchen. So können die reichen bloßen Vermögenshalter den Transaktionsbedarf der anderen ausnutzen und ausbeuten. Die Macht dazu schwindet in dem Maße, wie Geldhaltung Kosten verursacht.

Es kommt hier sogar noch etwas hinzu: Immer dann, wenn ein Geldanleger Geld anbietet, nur um es leihweise zur Verfügung zu stellen, dann tritt er nicht als Käufer auf, der ein Gut vom Markt abrufen, sondern als jemand, der eine Lücke im System der Nachfrage reißt: So gesehen erzeugt er selbst den Liquiditätsmangel, den zu befriedigen er anbietet. So sorgt auch er, bevor er sein Geld wieder verleiht, durch Abzug des Geldes aus der Zirkulation dafür, daß das

Geld knapp bleibt. Einen raffinierteren Knapphaltemechanismus hätte man schwerlich zugunsten der Kassehalter und Geldanleger erfinden können:

„Stammt das Geld, das die Kapitalisten verleihen, aus dem Verkehr,“ (wird es also nicht von Banken, die es emittieren, geschaffen), „so stopfen sie mit dem Weiterverleihen dieses Geldes nur die Löcher zu, die sie beim Vereinahmen des Geldes gegraben haben. (...) Je mehr Geld angeboten wird, um so größer sind diese Löcher. Bei sonst unveränderten Verhältnissen muß sich also eine Nachfrage nach Leihgeld einstellen, die dem Geld entspricht, das die Kapitalisten zu verleihen haben.“ (Gesell 1949, S. 320f.)

Es ist also weder im Sinne von Keynes, noch überhaupt ökonomisch vertretbar, die Liquiditätsprämie des Geldes nur oder auch nur überwiegend im Zusammenhang mit Risiken der Vermögenshaltung zu sehen. Und es bleibt also dabei: Um den Zins von Finanzkapital gegen Null zu bringen, empfiehlt sich die praktische Verwirklichung der keynesschen Formel, wonach $r = l - c$. Danach wird auch $l - c = 0$, und zwar sobald die künstlichen Durchhaltekosten für Geld („carrying-costs“, Liquiditätskosten) so dosiert werden, daß sie den pekuniären Marktwert des Liquiditätsnutzens („liquidity-premium“) praktisch abschöpfen. In diesem Falle werden Nutzen und Kosten der Liquidität ausgeglichen.

Nun hat freilich Keynes selbst gegen das kostentragende Geld eingewendet, daß solches Geld sehr bald durch Geldsubstitute verdrängt würde, und Kritiker des kostentragenden Geldes (z.B. Herr 1986, S. 123) zitieren denn auch diesen einen Keynes gegen den anderen Keynes, der Durchhaltekosten auf Liquidität sonst für signifikant und erwägenswert hält:

„If currency notes were to be deprived of their liquidity-premium by the stamping system, a long series of substitutes would step into their shoes – bank-money, debts at call, foreign money, jewelry and the precious metals generally, and so forth.“ (Keynes 1936, S. 358)

Hier allerdings ergibt sich ein Widerspruch: Keynes nämlich bemüht sich zuvor über Seiten hinweg, die ganz besondere Rolle des Geldes und die Signifikanz des Geldzinses im Verhältnis zu den Ertragsraten anderer Güter herauszu-

arbeiten. Zu den spezifischen Eigenschaften des Geldes, die dabei betont werden und die das Geld als einzigartig erscheinen lassen, gehört nach Keynes – die Nichtsubstituierbarkeit des Geldes!

Kein anderer Faktor, bemerkt Keynes beiläufig, könne die Rolle des Geldes gleich gut spielen (no other factor „being capable of doing money’s duty equally well“, S. 234). Oder es heißt mehrfach und unmißverständlich, Geld sei praktisch nicht substituierbar (“has an elasticity of substitution equal, or near equal, to zero“, S. 231; ähnlich S. 238). Keynes soll im übrigen seinen „Denkfehler hinsichtlich der ‚Ausweichmöglichkeiten‘ „eingesehen haben. (Bubeck 1966, S. 32, bezugnehmend auf Radecke 1954, S. L9)

Die Substitute, die Keynes als Ersatzmittel für kostentragendes Geld in Erwägung zieht, fungieren denn auch in der Regel nicht als Ersatzzahlungsmittel, sondern nur als Ersatzvermögensobjekte von mehr oder weniger großer Liquidität. Gerade weil das Geld als Vermögensobjekt uninteressanter wird, wird es ausgegeben für andere Vermögensobjekte, also in seine Funktion als Zahlungsmittel gedrängt. (Dahlberg 1938, S. 95f.)

Die von Keynes auch als Geldsubstitut erwähnten Abruflkredite freilich sind wirklich ein mögliches Liquiditätssubstitut: Sie zeigen, welche Liquiditätstechniken wohl vordringen werden, wenn kostentragendes Geld eingeführt wird. Treffend ist das Beispiel der bereitgestellten Gelder auch insofern, als schon heute in solchen Fällen üblicherweise Bereitstellungsgebühren fällig werden. Liquiditätskosten im Sinne der keynesschen carrying-costs können in der Tat am besten vorgestellt werden als eine Art von Bereitstellungskosten, die mit der Transaktionsliquidität einhergehen.

Wo Keynes freilich Substitute für Geld in Vermögensfunktionen aufzählt und gegen das kostentragende Geld Silvio Gesells als Argument verwendet, bleibt der Transaktionsaspekt des Geldes momentan unterbelichtet und Keynes verharrt weitgehend in einer ähnlichen Vermögenshalterperspektive wie später noch viel schlimmer die Monetaristen: Er denkt an dieser Stelle an das Geld vorwiegend aus der (kapitalistischen) Sicht des Vermögenshalters statt

wenigstens gleichermaßen aus der (transaktionstechnischen) Sicht von Händlern, Produzenten und Konsumenten. Und wer Keynes seine Substitute für das Geld als Argument gegen kostentragendes Geld abnimmt, wie etwa Hansjörg Herr (1986, S. 122f.), kommt ebenfalls noch nicht ganz frei von dieser kapitalistischen Vermögensperspektive des Geldes und der Liquidität.

Heute würde man das Portefeuille-Problem der Substituierung wohl genereller so angehen:

Die verschiedenen Güter einschließlich des Geldes bieten je unterschiedliche Gebrauchsmöglichkeiten, Nützlichkeiten, Chancen, Risiken und Kostenlasten. Die einen eignen sich eher zum physischen Gebrauch, die anderen eher zur „Wertaufbewahrung“, wieder andere sind eher eine gute Beweglichkeitsreserve. Das Geld bietet dabei die günstigste Verbindung von relativ sicherer Wertaufbewahrung und größter Beweglichkeit, ohne daß mit diesen beiden Gelddiensten nennenswerte laufende Kosten (carrying-costs) oder einmalige Umwandlungskosten (Liquidisierungskosten, Transformationskosten) verbunden sind.

So wie das Geld seine angenehmen Dienste bietet (money services), so bieten die anderen Güter andere Bündel von Nutzen und Kosten (costs and benefits). Dabei zeigen sich je unterschiedliche Nützlichkeitsprofile der jeweiligen Güter, die je nach Bedarfsprofil des betroffenen Wirtschaftssubjektes seinen Wünschen in unterschiedlichsten Ausmaßen entsprechen.

Wenn nun bei dem Gut „Geld“ das Nützlichkeitsprofil dadurch geändert wird, daß dem Geld Liquiditätskosten (carrying-costs) angeheftet werden, dann findet eine Umschichtung in den Portefeuilles der Vermögenshalter statt. Dabei wird man dem kostentragenden Geld in der Tat ausweichen und auf Substitute zugreifen, soweit es um Vermögensmotive geht. Und in den Umschichtungskalkül gehen dann mit ein die jeweiligen Ausweichkosten (Bubeck, S. 16), welche die Substituierung des Geldes und womöglich der Geldtitel durch andere Güter mit sich bringt. Angesichts der geringen Substitutionselastizität des Geldes in der Transaktionskasse wird sich dort freilich wenig ändern, zumal das Vermögensmotiv im Bedarfs- und Nützlichkeitsprofil

der Halter einer typischen Transaktionskasse eine zu vernachlässigende Rolle spielt.

Während die Akzeptanz des Geldes, das Kosten verursacht, bei den Haltern von Transaktionskassen nur wenig verändert würde, wären typische Vermögenshalter gegenüber dem Geld zurückhaltend, es sei denn, sie benötigen es, um ihr Portefeuille umzuschichten.

2. Geldnutzen und Geldkosten aus monetaristischer Sicht

Wenn von künstlichen Kosten der Kassehaltung die Rede ist, muß bedacht werden, daß es Geldtheoretiker gibt, denen nicht etwa die einzigartige Liquiditätsprämie des Geldes auffällt und für die daher nicht der Liquiditätsnutzen nach Ausgleich durch künstliche Kosten verlangt, die vielmehr vom Gegenteil überzeugt sind: Wiederum kein Geringerer als diesmal der Nobelpreisträger Milton Friedman (1976, S. 9-76) und andere Monetaristen (z.B. H. G. Johnson 1969) gehen davon aus, daß Geld in der Kasse ohnehin Kosten mit sich bringt: Den Kassehaltern entgegen Zinsen oder anderweitige Erträge aus möglichen Geldanlagen, wenn sie, statt ihr Geld anzulegen, es in der Kasse behalten.

Dabei geht es um den gleichen Befund, der uns schon bei Keynes (1936, S. 168) begegnet war, der meinte, die Vorteile und Bequemlichkeiten der Liquidität für die Abwicklung der laufenden geschäftlichen Transaktionen sei es wert, daß man dafür bis zu einem gewissen Punkt Zinsen opfert ("worth while to sacrifice a certain amount of interest for the convenience of liquidity"). Noch stärker als Keynes beschränkt Friedman seine Betrachtung auf das Geld als eine Vermögensart, als eine „Möglichkeit der Vermögenshaltung“ (Friedman 1956, S. 78; Herr 1986, S. 110), und sieht in den einschlägigen Zusammenhängen von der Transaktionsfunktion des Geldes weitgehend ab.

Während aber Keynes im Zusammenhang mit der Kosten-Nutzen-Struktur des Geldes in den Zinsen echte Aufwendungen und einen Preis sieht, der dem Liquiditätsnutzen entspricht, sehen die Monetaristen in diesem Zusammenhang nur etwas anderes: Die „Kosten“ der Kassehaltung, also die geopfertenen anderweitigen Erträge, erscheinen ihnen relativ groß im Verhältnis zu den geringen Kosten, die die Herstellung von

Geld verursacht.

Die Kassehalter bringen also, nach monetaristischer Sichtweise, Opfer an entgangenen Zinsen, die größer sind, als es die Herstellungskosten von Geld rechtfertigen. Und die Differenz zwischen geringen Herstellungskosten des Geldes einerseits und den hohen Opportunitätskosten von Kassehaltern andererseits, die streicht die Zentralbank ein als Emissionsgewinn. Das stört die Monetaristen. Sie möchten die Kassehalter teilhaben lassen an dem Wohlfahrtsgewinn, der in Form des Emissionsgewinnes bei der Zentralbank anfällt. Also sollen Kassehalter einen Ausgleich erhalten in Höhe der entgangenen Zinsen.

Daran ist richtig die Fragwürdigkeit der Emissionsgewinne. Im übrigen aber übersehen die Monetaristen: Der Kassehalter opfert zunächst einmal am Ende nichts, aber auch wirklich gar nichts, wenn er sich aus ökonomischen Gründen für eine gewisse Kassehaltung entscheidet. Er profitiert nur und einzig und allein ohnehin vom Geld: Der Kassehalter wählt zwischen vielen Möglichkeiten, mit seinem Geld zu verfahren, die für ihn günstigste. Also ist die Liquiditätsprämie, die er dann in Form des Liquiditätsnutzens einstreicht und genießt, für ihn größer oder gleich jeder anderen Verwendungsmöglichkeit, gegenüber welcher er die gewählte Kassehaltung vorzieht.

Was die Monetaristen hier behandeln, als ob es sich um echte Aufwendungen des Kassehalters handele, das sind nur hypothetische (gleiche oder geringere) Erträge, die nicht auch noch gleichzeitig real erreichbar sind. Weil diese anderweitigen hypothetischen Vergleichserträge im Fachjargon „Opportunitätskosten“ genannt werden, kann es leicht passieren, daß man auf die eigene Terminologie hereinfällt und dann die hypothetischen Erträge bei abstrakt-theoretischen Modellüberlegungen als echte Kosten behandelt an Stellen, wo es nicht zulässig ist.

Das Ergebnis, zu dem die Verwechslung der Opportunitätskosten der Kassehaltung mit echten Kosten führt, ist grotesk: Obwohl Kassehalter schon die Liquiditätsprämie praktisch geschenkt bekommen, schlagen diese Monetaristen vor, ihnen das pekuniäre Äquivalent der Liquiditätsprämie, nämlich einen Betrag in Höhe der „geopfertenen Zinsen“, zusätzlich zu vergüten.

Wo Keynes also echte Durchhaltekosten vorschlägt, um die Liquiditätsprämie auszugleichen, dort führen die monetaristischen Vorstellungen dazu, nachzudoppeln und auf den Liquiditätsnutzen des Geldes noch einmal den gleichen Wert draufzulegen: Nicht Ausgleich der monetären Asymmetrie, sondern ihre Verdoppelung.

Es ist schon eigenartig, bis auf welche absurden Irrwege Ökonomie und Geldtheorie sich selbst führen, wenn sie nicht mehr nach den wirklichen Bedürfnissen der Individuen und nach den realwirtschaftlichen Funktionen des Geldes fragen, sondern nur noch durch die Augen des Kassehalters und Anlegers schauen, um dann irgendwelche abstrakten Überlegungen anzustellen und Vorschläge zu entwickeln, die den realwirtschaftlichen Funktionen des Geldes Hohn sprechen. Würden die monetaristischen Vorstellungen vom Ausgleich der Opportunitätskosten von Kassehaltung realisiert, bräuchte man sein Geld nicht einmal mehr anzulegen, um Renditen einzustreichen. Und die anderen, die auf das Geld angewiesen sind, um ihre Transaktionen abzuwickeln, müßten am Ende etwa doppelt so hohe Zinsen zahlen, um die Kassehalter noch aus der Reserve zu locken. Die Liquiditätspräferenzkurve würde kräftig nach oben verschoben. Und die Monetaristen müßten dann folgerichtig den armen Kassehaltern noch höhere Ausgleichszahlungen zukommen lassen, weil sie ja, wenn sie ihr Geld nicht anlegen, nunmehr noch höhere Zinserträge opfern würden...

3. Sachkapitalwährung?

Wenn vom zinstragenden oder leicht deflationierten Geld der Monetaristen die Rede ist, muß auch noch eines Vorschlages gedacht werden, der die wohlfahrtsökonomischen Gedanken, die letztlich auch den monetaristischen Vorstellungen zugrundeliegen, auf die folgerichtigste Art und Weise umzusetzen verspricht. Gemeint ist das Konzept von Wolfram Engels: Die Währungseinheit wird darin als Anteil am Marktportefeuille der Aktien definiert, und Geld wird von den Banken im Wettbewerb untereinander ausgegeben. (Engels 1981)

Die Währungseinheit dieses Geldes wird definiert nicht als Äquivalent zu den Waren, die zirkulieren, sondern als Äquivalent zu Kapitali-

en, die stationär genutzt werden, und diese Währungseinheit wächst an (ist deflationär) in dem Maße, wie das repräsentierte Sachkapital produktiv ist: kapitalistisches Geld in reinster Form.

Zwar möchte Engels durchaus alle drei klassischen Funktionen des Geldes zugleich optimieren: die Tauschmittelfunktion, die Wertaufbewahrungsfunktion und die Funktion als Maß für Kaufkraft. (S. 24ff., 29) Aber tatsächlich optimiert er zunächst und vor allem die Wertaufbewahrungsfunktion insofern, als das von ihm konzipierte Geld als solches nicht nur seinen Wert behalten, sondern im Werte nach Maßgabe der Produktivität der Sachkapitalien wachsen soll, – nach der Formel:

„As a store of value money is all the more suitable, the higher its real rate of interest, i.e. The smaller the margin between the yield on cash (bank notes) and that on other assets.“ (S. 30)

Zugleich soll der Wert des Geldes möglichst vorhersagbar sein. Dies soll dann eintreten, wenn die Währung an den Wert des Marktportefeuilles der Aktien gebunden wird. So würde das systematische Risiko verschwinden. Die Zinsrate würde nominell Null. Man könnte statt Aktien Geld halten, ohne auf Erträge verzichten zu müssen. Man könnte sich mit Liquidität sättigen, also praktisch sein Vermögen in Geld halten und doch davon Erträge haben.

Aber Engels macht am Ende keine praktisch-realwirtschaftliche Plausibilitätskontrolle auf sein theoretisch abgeleitetes Ergebnis: Wie soll ein Geld, das sich schon in der Kasse oder auf dem Konto von selbst durch Deflation wie durch Renditen vermehrt, noch optimales Transaktionsmittel sein? Es würde seine Zinsen ja praktisch schon verdienen, ohne daß es noch seinen Job als Tauschmittel, Zahlungsmittel und Zirkulationsmittel erledigen müßte!

Solches Geld würde man noch lieber behalten als das heutige. Die Liquiditätspräferenz würde sich kräftig erhöhen. Geld würde von den Transaktionsmärkten in die Kassen der Vermögenhalter abgezogen. Die gesättigt vollen Kassen wären ein riskantes Potential an Geldangebot, das sich bei kleinen Schwankungen in den psychologischen Einschätzungen auf die Märkte ergießen und dort Preis- bzw. Kursschwankungen exzessiver Art auslösen könnte.

Es ist denn auch symptomatisch, daß John Maynard Keynes im Literaturverzeichnis von Engels nicht vorkommt. Die pathologische Liquiditätspräferenz, wie sie von einem Geld nach dem Vorschlag von Engels ausgelöst würde, ist für ihn kein Problem. Wohl aber gehört er zu jenen Geldtheoretikern, die die Liquiditätsprämie nur sehen im Zusammenhang mit Portefeuille-Risiken statt auch im Zusammenhang mit den Informations- und Transaktionskosten, die bei der Abwicklung der laufenden Geschäfte (nicht von Vermögenshaltern, sondern von Produzenten, Händlern und Konsumenten) anfallen.

Wird die Währungseinheit als Anteil des Marktportefeuilles definiert, verschwinden nach Engels die Risiken und mit ihnen die Liquiditätsprämie und die Zinsen:

„There are neither risk nor liquidity premia in the interest rate. (...) Then liquidity premia can no longer exist. Holding cash will not require any sacrifice of income from capital. (...) All money interest, revenue and capital costs are equal and nominally zero. In practice this would be reflected in a decline in the commodity price level.“ (S. 10f.)

Wie die Monetaristen, so macht auch Engels seine Rechnung auf ohne die anderen Wirtschaftssubjekte, die die Profite irgendwie realwirtschaftlich erarbeiten müssen, die den Vermögenshaltern in Gestalt der Gewinne aus Deflation zuströmen. Woher sollen sie ihr Geld nehmen, wenn es in die Kassen untätiger Vermögenshalter gesogen wird wie Materie in die „schwarzen Löcher“ im Weltall? Sie müssen den Kassehaltern doppelte Zinsen bieten, um das Geld wieder herauszulocken. Also stimmt es nicht, daß Kassehaltung keine Einkommensopfer mehr mit sich bringen würde. Im Gegenteil: Wer Geld nach dem Konzept von Engels nicht anlegt, dem entgehen höhere Zinsen als heute. Und so zeigt sich, daß die ganze Rechnung von Engels ebensowenig und auf die gleiche Art und Weise nicht aufgeht wie die der Monetaristen.

Die Rechnung ginge nur auf, wenn die Liquiditätsprämie und der Zins nicht nur nominell, sondern auch realiter Null wären. Dazu aber ist nicht ein Geld erforderlich, das reale Erträge mit sich führt, sondern ein Geld, bei dem reale Kosten den Liquiditätsnutzen ausgleichen.

II. Monetäre Techniken eines postkapitalistischen Zirkulationssystems

Das Geld hat einen Austauschbarkeitsvorsprung vor den Waren. Um diesen Nutzen auszugleichen und zu neutralisieren, muß man dem Geld nur entsprechende Kosten anheften: Die Vorhaltung von Liquidität muß ungefähr so kostspielig sein, wie diese Liquidität ökonomisch nützlich ist. Dann behält zwar das Geld seine ihm eigentümliche und unentbehrliche Schlagfertigkeit („money's supreme salability“). Aber diese Schlagfertigkeit ist nicht mehr gratis als Geschenk der Volkswirtschaft an Geldbesitzer zu haben. In dem Maße, wie Geldbesitzer dann unter Kostendruck geraten, schwindet ihre Vormachtstellung gegenüber den Händlern, Produzenten und Konsumenten.

Wird der ökonomische Transaktionsnutzen des Geldes durch Liquiditätskosten abgeschöpft, dann entsteht „neutrales Geld“ oder „Geld ohne Mehrwert“. (Suhr 1983) Dafür gibt es zwei unterschiedliche Strategien: eine staatlich-hoheitliche und eine ökonomisch-wettbewerbswirtschaftliche.

I. Steuern oder Gebühren auf monetäre Liquidität

Eine erste Möglichkeit besteht darin, Banknoten nach dem Vorbild des Freigeldes von Silvio Gesell (1949) auszugeben, die man mit Gebührenmarken bekleben muß, wenn sie ihren Nennwert behalten sollen: Eine Note über 100 Währungseinheiten z.B., die 6% p.a. Liquiditätskosten verursachen soll, würde monatlich 0,5 % an Wert verlieren, wenn sie nicht monatlich mit einer Gebührenmarke im Werte von 0,5 Währungseinheiten beklebt würde.

Die Gebühren würden in diesem Falle z.B. der Notenbank oder dem Staat zufließen. Sie hätten zur Folge, daß das Geld für alle Geldnutzer in etwa ein neutrales Instrument wäre, das ihnen in der Kasse per Saldo weder Nutzen noch Kosten brächte, das sie aber sehr wohl als nützliches und kostensparendes Zahlungs- und Zirkulationsmittel verwenden könnten. Geldnutzer könnten sich von den Liquiditätskosten durch zügige Verwendung des Zahlungsmittels befrei-

en.

Den Gegenwert des Gebrauchsnutzens, den die in der Kasse festgehaltene Liquidität verursacht, würde das Gemeinwesen in Gestalt der Liquiditätsgebühren erhalten, so daß auch die Gesamtgesellschaft den Vorteil daraus hätte, daß sie durch eine „gesellschaftliche Tat“ Geld hervorbringt und in Funktion hält.

Diese erste monetäre Technik für ein „Geld ohne Mehrwert“ wäre eine hoheitliche, staatlich organisierte Abschaffung des monetären Kapitalismus. Die Liquiditätsgebühr wäre der Sache nach eine Art Ausgleichsabgabe oder Ausgleichsteuer, mit deren Hilfe der private Liquiditätsnutzen abgeschöpft würde, den die gesellschaftliche Produktion von Liquidität einzelnen Kassehaltern ermöglicht. Außer dem Abstempeln der Banknoten sind verschiedene Techniken diskutiert worden, die freilich mehr unter dem Aspekt der „Umlaufsicherung“ als unter dem eines Ausgleichs des Liquiditätsnutzens entwickelt wurden (z.B. Walker 1952; Creutz 1986).

2. Selbsthilfetechniken für ein Geld ohne Mehrwert

(Der im folgenden von Suhr beschriebene Vorschlag soll in München umgesetzt werden.)

Infos unter:

<http://userpage.fu-berlin.de/~roehrigw/suhr/muenchengeld/>

Anm. von W. Roehrig)

„Geld ohne Mehrwert“ läßt sich aber wohl nicht nur mit Hilfe des Staates einführen, sondern auch durch Privatinitiative als Finanzinnovation.

Irving Fisher hat während der großen Krise Anfang der dreißiger Jahre eigens ein Buch geschrieben, in dem er vorgeschlagen hat, im großen Stil ein Geld mit künstlichen Durchhaltekosten einzuführen, um die müde Wirtschaft wieder in Gang zu setzen: Stamp Scrip. (Fisher 1933) Die Ausgabe solcher eigener Geldzeichen ist freilich dort nicht möglich, wo es nicht nur gesetzlich verboten ist, Banknoten nachzumachen, sondern auch, eigene Geldzeichen auszugeben. Deshalb scheidet der Weg über die Ausgabe solcher Geldzeichen durch Banken oder Gemeinden oder Genossenschaften aus. Aber damit ist noch nicht aller Tage Abend.

Wenn man sich auf kommunaler oder regionaler Ebene zusammentut und eine Bank gründet oder

eine Bank dazu bewegen kann, mitzumachen, ergibt sich noch eine andere Möglichkeit. (Suhr 1986, S. 63 – 76; Suhr/Godschalk 1986, S. 133 -147) Voraussetzung dafür ist, daß man möglichst viele Wirtschaftssubjekte für die freiwillige Teilnahme an dem neuen System gewinnt. Da es sich um ein am Ende preiswerteres Transaktionssystem als das bisherige Geld handelt, hat es die Chance, sich im Wettbewerb durchzusetzen.

Worum geht es?

Es geht darum, daß zwar nicht die Banknoten, wohl aber die von den Wirtschaftssubjekten bei der Bank auf dem Konto gehaltene monetäre Liquidität ähnlich mit Kosten belastet wird, wie es soeben für die Banknoten ins Auge gefaßt wurde. Die Bank würde sich zunächst einmal wie bisher Geld auf dem Geld- und Kapitalmarkt verschaffen. Sie würde dieses Geld dann an die Kunden, die bei „Geld ohne Mehrwert“ mitmachen wollen, kreditweise weitergeben. Die Kunden der Bank, die diese Kredite in Anspruch nehmen, würden aber nicht wie bisher für die gesamte Laufzeit des Darlehens Zinsen zahlen, sondern jeweils nur so lange mit Liquiditätskosten belastet werden, wie sie auf ihrem Konto liquide Posten stehen haben.

So könnte die Bank sehr wohl ihre Kosten hereinwirtschaften und ihre herkömmlichen Geldgeber mit Zinsen bezahlen. Zunächst allerdings müssen diese Kosten der neuartigen Liquidität in herkömmlichem Geld erhoben und erwirtschaftet werden; denn die herkömmlichen Geldgeber wollen herkömmlich bezahlt werden, ebenso die Mitarbeiter der Bank. Im übrigen aber würden die Kosten so berechnet und verteilt, daß jeder Kunde immer nur für eine sehr kurze Zeitspanne für die Kosten aufkommen müßte. Die Geldbeschaffungskosten würden nicht mehr länger beim Kreditnehmer hängenbleiben, sondern immer dort zu Buche schlagen, wo monetäre Liquidität in Anspruch genommen wird.

Die Geschäftsbanken und Sparkassen bei uns dürfen Geldschöpfung betreiben. Sie schaffen und vernichten sogar tagtäglich Geld, nämlich Giralgeld, wie man es auf dem Konto hat, wenn man Geld auf ein Konto einzahlt oder einen Kredit gutgeschrieben erhält. Bei Einzahlung von Bargeld z.B. wird dieses Bargeld aus dem

Verkehr der Nichtbanken untereinander herausgezogen („vernichtet“) und durch („selbstgeschaffenes“) Giralgeld der Banken ersetzt. Da also die Banken und Sparkassen Geld ausgeben dürfen, steht nichts mehr im Wege, dieses Geld „nach Maß“ so zuzuschneiden, daß es zu einem „Geld ohne Mehrwert“ oder zu „neutralem Geld“ wird.

Zur Verwirklichung des neutralen Geldes ohne Mehrwert bedarf es also von Anfang an wenigstens einer Bank oder Sparkasse. Sie bietet ihren Kunden bisher und zunächst nur die herkömmlichen Dienstleistungen des Bankgeschäftes an. Nennen wir diese Bank oder Sparkasse, die sich bereiterklärt, bei der Emission von Geld ohne Mehrwert mitzuwirken, die „N-Bank“ („N“ für neutrales Geld).

Die N-Bank bietet allen ihren alten und neuen Kunden die Eröffnung je eines zusätzlichen Kontos an: eines „N-Kontos“. Auf diesen N-Konten stellt die N-Bank ihren Kunden Kredite zur Verfügung, für die sie keine herkömmlichen Zinsen berechnet. Der Kreditnehmer zahlt also nicht Zinsen für die gesamte Laufzeit der Inanspruchnahme seines Kredites. Er zahlt vielmehr nur so lange Liquiditätskosten, wie das Geld auf dem Konto bereitsteht. Von diesen Liquiditätskosten wird er frei, sobald er durch Überweisung von dem N-Konto eine Zahlung auf ein anderes N-Konto tätigt.

In dem Zins für herkömmliche Kredite ist jedoch nicht nur ein Preis für die zeitweilige Überlassung des Nutzens monetärer Liquidität enthalten. Der Zins enthält vielmehr auch eine mehr oder weniger hohe „Risikoprämie“ derart, daß Kreditnehmer mit guter Bonität eine geringere Risikoprämie zahlen als solche mit schlechter Bonität. Diese Komponente im herkömmlichen Zins muß gedanklich und praktisch abgetrennt werden, so daß zwischen der N-Bank und dem Kreditnehmer gesondert vereinbart wird, welchen Preis er für das Risiko zahlen muß, das er für die N-Bank darstellt. Eine ähnliche Abschichtung und Trennung ist erforderlich, wenn und soweit im herkömmlichen Zins ein Ausgleich für erwartete Inflation steckt. Praktisch würde das darauf hinauslaufen, daß ein N-Kreditnehmer geringe Zinsen nach herkömmlichem Muster und im übrigen nur die Liquiditätskosten zu zahlen hätte für die bereitgehaltene Liquidität.

Für die Kredite, die die N-Bank auf den N-Konten ihren N-Kunden zur Verfügung stellt, muß sie sich wie bisher refinanzieren (genau genommen: sie muß sich reliquidisieren!). Sie kann sich also das Geld, das sie ihren N-Kunden auf die neuartige Art und Weise zur Verfügung stellt, auf den herkömmlichen Geld- und Kapitalmärkten besorgen. Dort muß sie die zur Refinanzierung (bzw. Reliquidisierung) aufgenommenen Gelder auch mit herkömmlichem Geld verzinsen.

Damit die Rechnung aufgeht, muß die Bank also die Kredit- und Liquiditätskosten, die sie bei ihren N-Kunden erhebt, in herkömmlichem Geld bekommen. Das führt dazu, daß die Liquiditätskosten einerseits und die herkömmlich berechnete Risiko- und Inflationsausgleichsprämie andererseits dem herkömmlichen Konto des betroffenen Kreditnehmers belastet werden.

„Liquiditätskosten“ hat der Inhaber eines N-Kontos auch dann zu tragen, wenn er sein Konto überzieht. Das erscheint zunächst nicht ohne weiteres verständlich. Es hat aber seinen guten Grund und seine Richtigkeit: Es darf nämlich keine Rolle spielen, ob die Liquidität auf dem N-Konto im Soll oder im Haben zu Buche steht. Bei einem Guthaben besteht die „Liquidität“ darin, daß ungewiß ist, ob und wann der Kunde darüber verfügt: Er hat sich zeitlich nicht festgelegt. Wird das Konto einfach überzogen, so besteht der Zustand der „Liquidität“ darin, daß wiederum zeitlich offen ist, wann der Kunde sein Konto ausgleicht, z.B. auch dadurch, daß er einen zeitlich festgelegten Kredit aufnimmt.

So gesehen gibt es also nicht nur kostentragende Guthaben, sondern auch kostentragende Überziehungspositionen. Wer will, kann sich die Rechtfertigung dieser scheinbar paradoxen Kosten für Negativposten plausibel machen, indem er sich vorstellt: Wer mit Geld umgeht, das Anweisungen auf Anteile am Sozialprodukt vermittelt, der darf in keinem Falle die Zirkulation ungestraft stören, – weder dadurch, daß er ins Ungewisse hinein Geld nicht ausgibt, das er hat, – noch dadurch, daß er ins Ungewisse hinein Geld ausgibt, das er nicht hat.

Der Zahlungsverkehr von N-Konto zu N-Konto spielt sich nicht anders ab als Überweisungen von herkömmlichen Konten auf herkömmliche Konten.

Liquiditätskosten fallen jeweils dann an, wenn auf den N-Konten von der Null-Linie abgewichen wird. Und diese Kosten werden, wie gesagt, in herkömmlichem Geld erhoben und den herkömmlichen Konten der betroffenen Kunden belastet.

Wie aber steht es mit der Abhebung von Bargeld?

Hebt ein Kunde Bargeld von seinem N-Konto ab, so entgeht der Bank die Möglichkeit, den Weg dieses Geldes weiterzuverfolgen und Liquiditätskosten immer dort zu erheben, wo sich das Geld gerade befindet. Sie muß sich deshalb an den Kunden halten, der von seinem N-Konto Bargeld abgehoben hat. Von ihm fordert sie also die Liquiditätskosten so lange, bis er das herkömmliche Bargeld wieder einzahlt. (Dann freilich kann der betroffene Kunde ebensogut das Geld von seinem herkömmlichen Konto abheben und einen herkömmlichen Kredit in Anspruch nehmen, für den gegebenenfalls sein Guthaben auf dem N-Konto oder eine Anlage dieses Geldes bei der Bank als Sicherheit dient.) Ein N-Kunde, der von seinem N-Konto Bargeld abhebt, verhält sich nicht anders und wird so behandelt, als entnähme er dem N-System einen herkömmlichen Kredit. Also zahlt er auch herkömmliche Zinsen.

Nicht anders als die Abhebung von Bargeld spielt sich die Sache ab, wenn jemand, der ein Guthaben auf seinem N-Konto hat, Überweisungen auf herkömmliche Konten tätigen möchte:

Auch dieser Kunde erscheint aus der Sicht des N-Systems wie ein Bar-Abheber und wird so behandelt. (Und wiederum erscheint es denkbar, daß der N-Kunde sein N-Guthaben der Bank als N-Festgeld oder N-Darlehen anbietet, um die Liquiditätskosten zu senken oder ihnen zu entgehen, und daß er dann auf seinem herkömmlichen Konto einen herkömmlichen Kredit nimmt, für den wiederum sein Guthaben als Sicherheit fungieren kann.)

In dem Umfange, wie das N-Zahlungsnetzwerk wächst und die Teilnehmerzahl zunimmt, wird es wahrscheinlich, daß monetäre Märkte entstehen, die den heutigen Geld-, Kapital- und Devisenmärkten entsprechen: Man wird dann mit herkömmlichem Geld N-Liquidität und mit N-Liquidität herkömmliches Geld kaufen können.

Schließlich gilt es noch den Fall zu bedenken, daß ein Kunde herkömmliches Bargeld auf ein Konto einzahlen möchte. In diesem Falle wird er kaum herkömmliches Bargeld einfach auf ein N-Konto legen. Denn dabei würde er seine bisher kostenlose Liquidität in eine für ihn kosten-trächtige umtauschen.

Also wird er sein herkömmliches Bargeld bei seiner Bank auf herkömmliche Weise anlegen, indem er ein Sparbuch eröffnet, Termingelder vereinbart oder Obligationen kauft. Dann wird er einen N-Kredit in Anspruch nehmen, für den seine Geldanlage als Sicherheit fungiert.

Sobald N-Kunden auf ihren N-Konten über Guthaben verfügen, für die sie im Augenblick keine „Verwendung“ im übrigen Wirtschaftsleben haben, werden sie dazu motiviert, diese ihre N-Liquidität „anzulegen“. Dieses „neutrale Geld“ drängt also in die „Geldanlage“. Der Konteninhaber sucht dann also andere Teilnehmer am Wirtschaftsverkehr, die noch „Verwendung“ für N-Liquidität haben. Er kann einem Freund, einem Geschäftspartner oder sonst jemandem ein Darlehen in N-Liquidität geben. Oder aber er bietet sein Guthaben der N-Bank als Festgeld oder Darlehen an.

Und genau dieser Fall, daß nämlich N-Kunden ihre eigenen N-Bankguthaben in N-Liquidität zu Anlagezwecken anbieten, ist aufschlußreich. Von dem Augenblick an nämlich, in dem die N-Bank N-Liquidität ihrer N-Kunden entgegennimmt, beginnt die Selbstreliquidisierung im N-System. Jetzt fließt das erste Leihgeld neuer Art und Güte zurück in das Gebiet des neuen neutralen Geldes. Der Kreislauf des neutralen Geldes schließt sich.

Soweit dann die N-Bank (oder das N-Banksystem) sich durch N-Einlagen reliquidisiert, bedarf es der Mittel nicht mehr, die während der Startphase auf den herkömmlichen Geld- und Kapitalmärkten aufgenommen werden mußten. Es entfallen dann auch die Zinsen in herkömmlichem Geld, die das N-System noch an die Geldgeber herkömmlicher Art abführen mußte. Und soweit die N-Bank ihre eigenen Aufwendungen an Angestellte und an Geschäftspartner in N-Liquidität tätigen kann, kann und muß sie Erträge in N-Liquidität hereinwirtschaften. Das wiederum bedeutet, daß auch die N-Kunden ihre Kosten (Kreditrisiko- und Liquiditätskosten) mehr

und mehr in N-Liquidität werden entrichten können.

So erscheint es am Ende möglich, daß sich das N-System als eine monetäre Enklave in der kapitalistischen Welt entwickelt, die sich von dem kapitalistischen Umfeld in dem Maße emanzipiert, wie die Enklave wächst. Und in dem Maße, wie die Enklave wächst, unterwandert sie die kapitalistische Umgebung. Die preiswerten Liquidisierungsdienste setzen sich am Ende im Wettbewerb mit dem kapitalistischen Geld durch. Und so erweist sich das neutrale Geld ohne Mehrwert eben durch seine Kostenträchtigkeit als ungeheuer kräftig: als so kräftig, daß es dem kapitalistischen Geld die Nachfrage abgraben kann.

Wenn sich das N-System im wesentlichen in sich selbst reliquidisiert, erscheint eine Entwicklung denkbar, die ich noch nicht recht absehe: Sofern die Kosten, die der N-Bank bei ihren Liquiditäts- und Kreditdiensten entstehen, so gering werden sollten, daß auch die Kosten, die den Kunden in Gestalt von Liquiditätskosten belastet werden, extrem niedrig werden, dann wird monetäre Liquidität am Ende vielleicht wieder so billig, daß ihre Kosten geringer sind als der Liquiditätsnutzen. Dann beginnen die Kunden wieder eine „Neigung zur Liquidität“ zu entwickeln, und das könnte zu Marktsituationen führen, bei denen wieder herkömmliche Zinsen verlangt werden für Darlehen. Dann beginnt der Kreislauf vielleicht von neuem mit dem Trick der N-Konten, auf denen die Zinsen in Liquiditätskosten transformiert werden... Kurz: Es sind gewiß noch nicht alle Fragen der „neutralen Liquidität“ und des Geldes ohne Mehrwert beantwortet, noch nicht alle Probleme gelöst. –

Während der Startphase ist das System der N-Bank einem Barter-Klub sehr gut vergleichbar: Es gilt, die Anzahl der Teilnehmer zu vergrößern, um einen Markt für das neue Verrechnungsverfahren aufzubauen. So erscheint es auch denkbar, daß man, bevor man das System startet, mit einem Barter-Klub beginnt. Wenn dann der Klub seine Anfangsschwierigkeiten überwunden hat, kann man die Verrechnungsarbeit einer N-Bank übertragen und die Annäherung des Tauschklubs an herkömmliche Zahlungstechniken mit neuartigem Geld bewirken.

Die Anfangsschwierigkeiten der Finanzinnovati-

on „neutrales Geld“ dürften erheblich sinken, sobald es gelingt, das Projekt auf kommunaler Ebene zu starten und die betroffene Gemeinde dafür zu gewinnen, in das N-System einzusteigen. Dann wüßte jeder aktuelle und potentielle Teilnehmer, daß er wenigstens seine kommunalen Verbindlichkeiten (Gewerbsteuer, Abwasser, Müllabfuhr, Straßenreinigung usw.) mit N-Liquidität begleichen kann. Das Projekt könnte sogleich mit einer sehr viel höheren „Akzeptanz“ des neuen Zahlungsmittels rechnen, weil sich die Bereitschaft der Kommune, das Geld anzunehmen, auswirkt auf die Bereitschaft aller anderen, das „neutrale Geld“ in Gestalt der N-Liquidität anzunehmen.

III. Prinzipien einer freiheitlich-sozialen Geldpolitik

I. Stabile Währung

Bei allen vorstehenden Überlegungen wurde vernachlässigt, welche Auswirkungen es hat, wenn man nicht stabile Währung, sondern Inflation oder Deflation voraussetzen muß. Auch „Geld ohne Mehrwert“ funktioniert auf die angedeutete Weise nur dann reibungslos, wenn die Geldmenge so weit kontrolliert wird, daß die Währung im großen und ganzen stabil bleibt. Die geldordnungspolitischen Ansätze bei dem Nutzen und den Kosten der Liquidität können zwar auf lange Sicht das währungspolitische Problem einer stabilen Währung erleichtern, zielen aber auf andere Symptome und sind daher nicht das geeignete Mittel, stabile Währung als solche dort herbeizuführen, wo die Geldmengenspolitik im übrigen versagt.

2. Austauschfreiheit als Grundlage der marxistischen Kritik der Ökonomie

Es verdient gerade im Zusammenhang mit der marxistischen Ökonomie erwähnt und betont zu werden, auf welchen Voraussetzungen Marx bei seiner Kritik der politischen Ökonomie selbst aufbaut. Es war schon die Rede davon, daß am Anfang des „Kapitals“, also an unübersehbarer Stelle, die Fundamente in dem Sinne gelegt werden, daß die Ware ein nutzloser Gegenstand ist, wenn sie nicht durch ihre Eigenschaften „menschliche Bedürfnisse irgend einer Art

befriedigt“. (Marx 1890, S. 49) Nur diese Nützlichkeit der Ware in bezug auf menschliche Bedürfnisse macht sie zu „Gebrauchswerten“, und zwar unabhängig davon, ob diese Ware „viel oder wenig Arbeit kostet“. (S. 50)

Also noch einmal und in prägnanter Kürze: Nur das menschliche Bedürfnis entscheidet über den Gebrauchswert. Nur der Gebrauchswert qualifiziert ein Ding zur Ware und verleiht der Ware ihren Tauschwert. So entscheidet indirekt das menschliche Bedürfnis, und nur das menschliche Bedürfnis, über die Nützlichkeit nicht nur der Waren, sondern auch der in sie investierten Arbeit. Arbeit, die keine Gebrauchswerte in diesem Sinne erzeugt, ist nutzlose Arbeit. (Marx 1859, S. 15)

Wenn z.B. „die bestimmte Ware in einem das gesellschaftliche Bedürfnis dermalen überschreitenden Maß produziert worden ist, (so wird) ein Teil der gesellschaftlichen Arbeitszeit vergeudet, und die Warenmasse repräsentiert dann auf dem Markt ein viel kleineres Quantum gesellschaftlicher Arbeit, als wirklich in ihr enthalten ist.“ (Marx 1894, S. 197) Eine solche Vergeudung der Arbeit ist eine höchst demütigende Mißachtung und eine höchst unsoziale Behandlung, die den Arbeitern und Unternehmern in allen Wirtschaftssystemen zuteil wird, in denen mangels Markt an den Bedürfnissen vorbeigearbeitet wird.

Wenn man also die Vergeudung von Arbeitskraft im besonderen und die Vergeudung von ökonomischen Ressourcen im allgemeinen vermeiden will, so muß man so präzise, so genau und so effektiv wie möglich sicherstellen, daß die Arbeitsprodukte Gebrauchswert haben und mit diesem ihrem Gebrauchswert bestmöglich menschliche Bedürfnisse befriedigen: Die Bedürftigen bestimmen über den Wert der Arbeit.

Wie aber können die Menschen, denen die Produkte mit ihrem Gebrauchswert dazu nutzen sollen, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, – wie können diese bedürftigen Menschen den Produzenten möglichst genau, möglichst direkt und möglichst unverfälscht mitteilen, welche Bedürfnisse sie haben und ob die Produkte ihre Bedürfnisse auch wirklich befriedigen?

Hinter dieser Frage verbirgt sich ein entscheidendes Informationsproblem: In der Volkswirtschaft bedarf es eines effektiven und

möglichst verfälschungssicheren Nachrichtensystems, vermittels dessen Signale über menschliche Bedürfnisse von den Konsumenten an die Produzenten übermittelt werden können. Und tatsächlich: Dadurch, daß innerhalb der Wirtschaft durch „gesellschaftliche Tat“ eine Äquivalentform der Waren, nämlich das Geld, hervorgebracht wurde, ist zugleich ein Meßsystem entstanden, mit Hilfe dessen die bedürftigen Menschen den Produzenten signalisieren können, ob und in welchem Umfang sie ein Produkt „wertschätzen“. So wurde denn auch das Geld vor Marx gerade nicht nur als ein Maßstab der Arbeit, sondern als ein Maßstab vor allem der Bedürfnisse behandelt: bei Aristoteles (1972, S. 112f.) ebenso wie etwa bei Hegel. (1821, S. 303: Zusatz zu § 63)

Wenn aber die bedürftigen Menschen als Konsumenten vermittels des Maßstabes „Geld“ (Währung) direkt oder indirekt den Produzenten signalisieren sollen, welche ökonomische Wertschätzung sie diesem oder jenem Produkt entgegenbringen, dann darf man den Konsumenten und Produzenten nicht vorschreiben, zu welchen Preisen sie in Austauschverkehr miteinander treten sollen: „Im Preis ist der Tauschwert ausgedrückt als ein bestimmtes Quantum Geld (...) Das Geld ist hier also gesetzt als das Maß der Tauschwerte.“ (Marx 1857/58, S. 104). Also ist das Geld auch Maß der Bedürfnisse, nämlich ein Maß der Nützlichkeit von Waren relativ zu den Bedürfnissen. In den Preisen drückt sich geradezu die Bewertung aus, die die Arbeit von den Bedürfnissen her erhält.

Nur was ein Bedürfnis befriedigt, hat Gebrauchswert. (Marx 1890, S. 49f.) – Und es „kann kein Ding Wert sein, ohne Gebrauchswert zu sein“. (S. 55) Das Maß für die Nützlichkeit der auf eine Ware verausgabten Arbeit ist ihr Gebrauchswert, der sich beim Warenaustausch im Warenwert als Geldwert ausdrückt. Ohne Austausch findet keine angemessene Bewertung der Arbeit statt. Denn die Waren

„müssen sich als Gebrauchswerte bewähren, bevor sie sich als Werte realisieren können. Denn die auf sie verausgabte menschliche Arbeit zählt nur, soweit sie in nützlicher Form verausgabt ist. Ob sie anderen nützlich (ist), ihr Produkt daher fremde Bedürfnisse befriedigt, kann aber nur ihr Austausch beweisen.“ (S. 100f.)

Ohne freien Austausch der Waren und Arbeitserzeugnisse also keine richtige Bemessung der Nützlichkeit von Arbeit, also auch keine richtige Bemessung der Gebrauchswerte, also insgesamt falsche Mitteilungen über Nutzen, Gebrauchswerte und Austauschwerte von Waren im volkswirtschaftlichen Prozeß.

Es mag zwar durchaus Gebiete geben, auf denen der einzelne Konsument seine Bedürfnisse nicht richtig einschätzen kann: z.B. als Alkoholiker, als Morphiumsüchtiger oder als sonst krankhafte Persönlichkeit. Im übrigen aber weiß schon der Bewohner eines Hauses am besten, ob ihm das Haus nutzt und gefällt; und der Besucher eines Restaurants kann am besten beurteilen, ob das Essen, das man ihm serviert, ihm den Preis wert ist oder nicht.

Wenn sich also die Preise nicht im Austauschprozeß als Maßstab sowohl des Bedürfnisses als auch der nützlichen Arbeit von selbst herausbilden, wenn sie vielmehr von außen vorgeschrieben werden, dann besteht die Gefahr und die Wahrscheinlichkeit, daß gesellschaftliche Arbeit „vergeudet“ wird, weil Waren „in einem das gesellschaftliche Bedürfnis dermalen überschreitenden Maße produziert“ werden. Auf der anderen Seite besteht die Gefahr und Wahrscheinlichkeit, daß an anderen Stellen Gebrauchswerte nicht auf dem Markt erscheinen, weil der Preis, der gefordert werden darf, nicht hinreichend Anreiz bietet, die erforderliche Menge nützlicher Arbeit aufzuwenden.

So setzt am Ende nicht nur die kritische Ökonomie von Marx den freien Austausch von Arbeit, Geld und Produkten als seine reale Basis voraus, sondern so setzt ebensosehr die Abschaffung des Kapitalismus mit Hilfe eines „Geldes ohne Mehrwert“ voraus, daß Arbeit, sonstige Güter und Geld im wesentlichen frei austauschbar sind.

Es ist selbstverständlich, daß die freie Austauschbarkeit nicht nur durch Preisvorschriften, sondern auch durch natürliche oder künstliche Monopole außer Kraft gesetzt werden kann. Doch alles dies sind dann spezielle Probleme, die am Ende wenig zu tun haben mit der Fundamentalstruktur des überlieferten Kapitalismus, nämlich mit dem Mehrwert, der in das überlieferte Geld mit eingebaut ist.

3. Das monetäre Tauschwertssystem als „System der Gleichheit und Freiheit“

Für Marx ist das Tauschwertssystem im allgemeinen (letztlich also der freie Markt) und das Geldsystem im besonderen ausdrücklich das elementare „System der Gleichheit und Freiheit“. Er spricht affirmativ von der „Dreieinigkeit von Eigentum, Freiheit und Gleichheit.“ (1857/58, S. 915)

Marx behauptet und verteidigt diese Erkenntnis sowohl gegenüber ihrer Idealisierung durch die Apologeten der bürgerlichen Ökonomie als auch gegenüber jenen französischen Sozialisten wie Proudhon, die die Freiheit und Gleichheit nur „verfälscht“ sähen durch das Geld und das Kapital. (S. 152 -162, 915f.) Marx vertraut auf die Freiheit und Gleichheit im Austausch- und Geldsystem der Volkswirtschaft sogar so weit, daß er davon ausgeht, zwischen Kapital und Arbeit würden im Arbeitskontrakt durchaus Äquivalente ausgetauscht: Nicht hier, beim Vertrag, entstünde der Mehrwert, sondern durch die Ausbeutung der Arbeit im Produktionsprozeß selbst. Die Widersprüche, die etwa im Kapitalismus erscheinen, seien „immanente Widersprüche, Verwicklungen dieses Eigentums, (dieser) Freiheit und (dieser) Gleichheit selbst“, die in ihrer historischen Entwicklung in ihr Gegenteil umschlugen. (S. 916, 159f.)

Um zu verstehen, wie grundlegend reale Freiheit und reale Gleichheit nach Karl Marx ihre reale Basis im Tausch- und Geldsystem haben, muß man sich die Polemik von Marx gegen die Idealisierung des Tauschprinzips in Erinnerung rufen: Schaut man nur auf die Austauschformen, ohne Ansehen der konkreten Menschen, ihrer konkreten Bedürfnisse und ihrer konkreten Leistungen, dann, so betont Marx, erschienen alle wirklichen Unterschiede in ihrer geschichtlichen Entwicklung als ausgelöscht. Dieser bloße Schein von Gleichheit und Freiheit im Tausch diene dann den bürgerlichen Ökonomen zur „Apologetik der bestehenden ökonomischen Verhältnisse.“ (S. 152, 916)

Gegenüber dieser bloß oberflächlichen Formbestimmung des Austausches betont Marx die „ganz anderen Prozesse“, die „in der Tiefe“ vorgehen (S. 159): Dieser der abstrakten Form vorausliegende Inhalt könne nur sein:

„1) Die natürliche Besonderheit der Ware, die ausgetauscht wird. 2) Das besondere natürliche Bedürfnis der Austauschenden (...) Dieser, der Inhalt des Austauschs, der ganz außerhalb seiner ökonomischen Bestimmung liegt, so, weit entfernt die soziale Gleichheit der Individuen zu gefährden, macht vielmehr ihre natürliche Verschiedenheit zum Grund ihrer sozialen Gleichheit. Wenn das Individuum A dasselbe Bedürfnis hätte wie das Individuum B und in demselben Gegenstand seine Arbeit realisiert hätte, wie das Individuum B, so wäre gar keine Beziehung zwischen ihnen vorhanden; sie wären gar nicht verschiedene Individuen nach der Seite ihrer Produktion hin betrachtet. Beide haben das Bedürfnis zu atmen; für beide existiert die Luft als Atmosphäre; dies bringt sie in keinen sozialen Kontakt; als atmende Individuen stehen sie nur als Naturkörper zueinander in Beziehung, nicht als Personen.“ (S. 154)

Marx beschreibt hier mit einer köstlichen Anschaulichkeit das physische Individuum, um dann den sozialen Menschen dagegenzustellen: Nur und erst die

„Verschiedenheit ihres Bedürfnisses und ihrer Produktion gibt (...) den Anlaß zum Austausch und zu ihrer sozialen Gleichsetzung in ihm; diese natürliche Verschiedenheit ist daher die Voraussetzung ihrer sozialen Gleichheit im Akt des Austauschs (...) Demnach sind sie aber nicht gleichgültig gegeneinander, sondern integrieren sich, bedürfen einander, so daß das Individuum B als objektiviert in der Ware ein Bedürfnis für das Individuum A ist und vice versa (...)“ (Marx 1857/8, S. 154)

Dies alles beweise,

„daß jeder Mensch als Mensch über sein eignes besonderes Bedürfnis etc. übergreift, und daß sie sich als Menschen zueinander verhalten (...) Soweit nun diese natürliche Verschiedenheit der Individuen und der Waren derselben (...) das Motiv bilden zur Integration dieser Individuen, zu ihrer gesellschaftlichen Beziehung als Austauschende, worin sie sich als Gleiche vorausgesetzt sind und bewähren, kommt zur Bestimmung der Gleichheit noch die der Freiheit hinzu.“ (S. 154f.)

Sehr präzise wird dann der Vorgang der Freiheit erfaßt:

„Obgleich das Individuum A Bedürfnis fühlt nach der Ware des Individuums B, bemächtigt es sich derselben nicht mit Gewalt, noch vice versa, sondern sie erkennen sich wechselseitig an als Eigentümer, als Personen, deren Willen ihre Waren durchdringt. Danach kommt hier zunächst das juristische Moment der Person herein und der Freiheit, soweit sie darin enthalten ist. (...) Jedes entäußert sich desselben (Eigentums) freiwillig.“ (S. 155)

Das ist letztlich genau das Wechselseitigkeitsverhältnis, das Hegel im „System der Bedürfnisse“ beschrieben hat. Bei Marx liest sich das weiter wie folgt:

„Jedes dient dem andren, um sich selbst zu dienen; jedes bedient sich des andren wechselseitig als seines Mittels. Es ist nun beides in dem Bewußtsein der beiden Individuen vorhanden: 1) daß jedes nur seinen Zweck erreicht, soweit es dem andren als Mittel dient; 2) daß jedes nur Mittel für das andre (Sein für andres) wird als Selbstzweck (Sein für sich); 3) daß die Wechselseitigkeit, wonach jedes zugleich Mittel und Zweck, und zwar nur seinen Zweck erreicht, insofern es Mittel wird, und nur Mittel wird, insofern es sich als Selbstzweck setzt, daß jeder sich also als Sein für andere setzt, insofern er Sein für sich, und der andre als Sein für ihn, insofern er Sein für sich – daß diese Wechselseitigkeit ein notwendiges fact ist, vorausgesetzt als natürliche Bedingung des Austauschs, daß sie aber als solche jedem der beiden Subjekte des Austauschs gleichgültig ist, und ihm diese Wechselseitigkeit nur Interesse hat, soweit sie sein Interesse als das des andren ausschließend, ohne Beziehung darauf, befriedigt.“ (S. 155) „Aus dem Akt des Austauschs selbst ist das Individuum, jedes derselben, in sich reflektiert als ausschließliches und herrschendes (bestimmendes) Subjekt desselben. Damit ist also die vollständige Freiheit des Individuums gesetzt: Freiwillige Transaktion; Gewalt von keiner Seite; Setzen seiner als Mittel, oder als dienend, nur als Mittel, um sich als Selbstzweck, als das Herrschende und Übergreifende zu setzen; endlich das selbstsüchtige Interesse, kein darüberstehendes verwirklichend; der andre ist auch ebenso sein selbstsüchtiges Interesse verwirklichend anerkannt und gewußt, so daß beide wissen, daß das gemeinschaftli-

che Interesse eben nur in der Doppelseitigkeit, Vielseitigkeit, und Verselbständigung nach den verschiedenen Seiten, der Austausch des selbstsüchtigen Interesses ist. Das allgemeine Interesse ist eben die Allgemeinheit der selbstsüchtigen Interessen. Wenn also die ökonomische Form, der Austausch nach allen Seiten hin die Gleichheit der Subjekte setzt, so der Inhalt, der Stoff, individueller sowohl wie sachlicher, der zum Austausch treibt, die Freiheit. Gleichheit und Freiheit sind also nicht nur respektiert im Austausch, der auf Tauschwerten beruht, sondern der Austausch von Tauschwerten ist die produktive, reale Basis aller Gleichheit und Freiheit.“ (S. L56)

Marx verkennt nicht, daß eine Art Austauschzwang besteht:

„Nun ist es zwar richtig, daß die Beziehung der Austauschenden nach der Seite der Motive, d.h. der natürlichen, außerhalb des ökonomischen Prozesses fallenden, auch auf einem gewissen Zwang beruht; aber diese ist nach der einen Seite selbst nur die Gleichgültigkeit des anderen für mein Bedürfnis als solches, gegen meine natürliche Individualität, also seine Gleichheit mit mir und Freiheit, die aber ebensowohl die Voraussetzung der meinigen ist; andererseits, soweit ich bestimmt werde, forciert durch meine Bedürfnisse, ist es nur meine eigne Natur, die ein Ganzes von Bedürfnissen und Trieben ist, das mir Gewalt antut, nichts Fremdes (oder mein Interesse in allgemeiner, reflektierter Form gesetzt). Aber es ist ja auch eben diese Seite, wodurch ich dem andren Zwang antue, ihn in das Tauschsystem treibe. Im römischen Recht ist der servus daher richtig bestimmt, als einer, der nicht für sich durch den Austausch erwerben kann.“ (S. 156f.)

Der Sklave bietet ein Beispiel für faktische Asymmetrie in den realen Bedingungen des Austausches. Zugleich zeigt er, inwiefern die „reale Basis aller Gleichheit und Freiheit“ unter geschichtlichen Bedingungen eine „andere Potenz“ annimmt: als eine Struktur von entwickelten „juristischen, politischen, sozialen Beziehungen“. (S. 156)

Der beschriebene wechselseitige Tauschzwang offenbart zudem, wo die heikle und brisante Problematik der Tauschgleichheit angesiedelt ist: in

den realen Voraussetzungen der Tauschgleichheit. Treffen etwa Partner aufeinander, von denen der eine dringend auf Lebensmittel angewiesen ist, der andere jedoch im Überflusse lebt, dann ist der Austausch nur der Form, aber nicht dem Inhalte nach eine Erscheinungsform von realer Gleichheit und Freiheit.

Und vor diesem Hintergrund schildert Marx die angeblich neutrale Rolle des Geldes:

„Da das Geld erst die Realisierung des Tauschwertes ist, und erst bei entwickeltem Geldsystem das System der Tauschwerte sich realisiert hat oder umgekehrt, so kann das Geldsystem in der Tat (!) nur die Realisation dieses Systems der Freiheit und Gleichheit sein. Als Maß gibt das Geld nur (!) dem Äquivalent den bestimmten Ausdruck, macht es erst zum Äquivalent auch der Form nach. In der Zirkulation tritt zwar (!) noch ein Unterschied in der Form hervor: Die beiden Austauschenden erscheinen in den unterschiedenen Bestimmungen als Käufer und Verkäufer; der Tauschwert erscheint einmal als allgemeiner in der Form des Geldes, dann als besonderer in der natürlichen Ware, die nun Preis hat; aber (!) erstens wechseln diese Bestimmungen; die Zirkulation selbst macht nicht ein Ungleichsetzen, sondern nur (!) ein Gleichsetzen, ein Aufheben des nur (!) verneinten Unterschieds. Die Ungleichheit ist nur (!) eine rein formelle. Endlich im Geld als zirkulierendem selbst, so daß es bald in der einen Hand, bald in der andren erscheint, und gleichgültig gegen dies Erscheinen ist, setzt sich nun gar die Gleichheit (!) sachlich. Jeder erscheint als Besitzer des Geldes dem andren gegenüber, selbst als Geld, soweit der Prozeß des Austauschs betrachtet wird. Darum ist die Gleichgültigkeit und Gleichgeltendheit in der Form der Sache ausdrücklich vorhanden. Die besondere natürliche Verschiedenheit, die in der Ware lag, ist ausgelöscht und wird beständig durch die Zirkulation ausgelöscht.“ (S. 157f.)

Danach erscheint eine durch das Geld selbst hervorgerufene Ungleichheit als geradezu logisch ausgeschlossen; ist doch das Geld der Inbegriff der gleichgemachten Waren. Ungleichheit und Bereicherung müssen andere Gründe haben:

„Wenn das eine verarmt, das andere sich berei-

chert, so ist das ihr freier Wille und geht keineswegs aus dem ökonomischen Verhältnisse, aus der ökonomischen Beziehung selbst, in die sie zueinander gesetzt sind, hervor. „ (S. 158)

Nicht einmal gegen Ungleichheiten durch Erbgang wird in diesem Zusammenhang etwas eingewendet. Im Gegenteil; Marx ist kein Feind von Unterschieden, die ihre natürliche Grundlage haben, sondern er rechtfertigt sie geradezu, und zwar folgerichtig und konsequent, da er die soziale Gleichheit im Austausch der unterschiedlichen Waren bei unterschiedlichen Bedürfnissen konstituiert sieht:

„Selbst die Erbschaft und dergleichen juristische Verhältnisse, die so entstehende Ungleichheiten verewigen, tun dieser natürlichen Freiheit und Gleichheit keinen Eintrag. Wenn das ursprüngliche Verhältnis des Individuums A nicht im Widerspruch steht zu diesem System, so kann dieser Widerspruch sicher nicht dadurch hervorgebracht werden, daß das Individuum B an die Stelle des Individuums A tritt, es verewigt. Es ist dies vielmehr ein Geltendmachen der sozialen Bestimmung über die natürliche Lebensgrenze hinaus: eine Befestigung derselben gegen die zufällige Wirkung der Natur, deren Einwirkung als solche vielmehr Aufhebung der Freiheit des Individuums wäre.“ (S. 158)

Hier zeigt sich, daß Marx die Asymmetrien des Geldes, die er andernorts durchaus erkennt, bei der „realen Basis“ des geldvermittelten Tauschs angesichts der gleichmacherischen Funktionen des Geldes übersieht, vergißt und deshalb auch vernachlässigt.

Tatsächlich aber ist es gerade das Geld, das die natürliche Ungleichheit in ein monetäres Privilegium transformiert, verfestigt und verstärkt. Das Geld und damit die Trennung von Verkauf und Kauf „befähigt so eine Masse Parasiten, sich in den Produktionsprozeß einzudrängen und die Scheidung auszubeuten.“ (Marx 1859, S. 79)

Ein späterer Kritiker beschreibt das ganz ähnlich:

„Das Geld beherrschte also unbedingt den Warenaustausch und die Arbeitsmittel (Produktionsmittel). Alles war dem Gelde zinspflichtig; es schob sich zwischen Verbraucher und Erzeuger, zwischen Arbeiter und Unter-

nehmer; es trennte alle, die danach streben müssen, sich zu vereinigen, und die entstandenen Verlegenheiten beutete es aus. Die Beute nannte man Zins. „ (Gesell 1949, S. 288)

Weil Marx seinen ureigenen, an sich grundlegenden und richtigen Gedanken von dem Geld, das sich dazwischenschiebt und zur Ausbeutung der Trennung von Produzenten und Konsumenten führt, nicht nachhaltig aufgreift, – und da er auch seine eigenen an sich richtigen Gedanken vom Geld als gesellschaftlicher Macht, vom Geld als geradezu magischem Instrument nicht zu Ende spinnt, sucht er das Problem an falscher Stelle. Und er kommt in die Lage, anderen wie Proudhon, die dem gleichen Problem auf der Spur und dabei auf der richtigen Fährte sind, Irrtum vorzuwerfen: Es sei „ein ebenso frommer wie alberner Wunsch, daß z.B. der Tauschwert aus der Form von Ware und Geld sich nicht zu der Form des Kapitals oder die Tauschwert produzierende Arbeit sich nicht zur Lohnarbeit fortentwickeln soll“. (Marx 1857/8, S. 916, ähnlich S. 160)

Es sei eine

„Albernheit der Sozialisten (namentlich der französischen)“, demonstrieren zu wollen, „daß der Austausch, der Tauschwert etc. ursprünglich (in der Zeit) oder ihrem Begriff nach (in ihrer adäquaten Form) ein System der Freiheit und Gleichheit aller sind, aber verfälscht worden sind durch das Geld, Kapital etc. (...) Ihnen ist zu antworten: daß der Tauschwert oder näher das Geldsystem in der Tat das System der Gleichheit und Freiheit ist und daß, was ihnen in der näheren Entwicklung des Systems störend entgegentritt, ihm immanente Störungen sind, eben die Verwirklichung der Gleichheit und Freiheit, die sich ausweisen als Ungleichheit und Unfreiheit.“ (S. 160)

Es hat sich jedoch im Verlaufe dieser Untersuchung gezeigt, daß das Geld selbst schon gegenüber den Waren einen Gebrauchs-Mehrwert besitzt. Es muß sich also gar nicht erst zum Kapital wandeln und entwickeln, sondern es ist selbst schon die erste, ursprüngliche Erscheinungsform der kapitalistischen Privatisierbarkeit gesellschaftlich erzeugter Werte, jedenfalls in seiner überlieferten Gestalt als „Geld mit kostenlosem Liquiditätsnutzen“. Geld erweist sich da-

mit als genau diejenige künstliche Struktur, die es Privatleuten erlaubt, das von Marx so genau beschriebene gesellschaftliche Verhältnis des integrierenden Austauschs auszubeuten. Und insofern hat Marx mit seiner allgemeinen Analyse im Ansatz recht behalten; nur die bestimmte Anwendung und Deutung bezüglich des Geldes und des Mehrwertes trifft die Sache nicht ganz.

Die „Störungen“ der Gleichheit und Freiheit, von denen Marx spricht (S. 160) sind dem Geld nämlich noch viel unmittelbarer „immanent“, als Marx es sich vorstellte, als er davon sprach. Und wenn dann diese „Störungen“, die dem herkömmlichen Geld und damit auch der Geldwirtschaft insgesamt „immanent“ sind, an der Wurzel behoben werden, dann wird die „reale Basis“ von Gleichheit und Freiheit überhaupt erst richtig konstituiert und hergestellt! Dann erst gilt wirklich:

„Der in der Zirkulation entwickelte Tauschwertprozeß respektiert (...) nicht nur die Freiheit und die Gleichheit, sondern sie sind sein Produkt; er ist ihre reale Basis. (...) Das Tauschwertsystem und mehr das Geldsystem sind in der Tat das System der Freiheit und Gleichheit.“ (S. 915f., ähnlich S. 160)

Denn „der Austausch oder Verkauf der Waren zu ihrem (Markt-)Wert ist das Rationelle, das natürliche Gesetz“ des „Gleichgewichts“ zwischen „gesellschaftlicher Arbeit“ einerseits und der Befriedigung der „gesellschaftlichen Bedürfnisse“ andererseits. (Marx 1894, S. 197; Zusatz „(Markt-)“ von mir) „Gleichheit und Freiheit sind also nicht nur respektiert im Austausch, der auf Tauschwerten beruht, sondern der Austausch von Tauschwerten ist die produktive, reale Basis aller Gleichheit und Freiheit.“ (Marx 1857/8, S. 156) Und so rundet sich die reale „Dreieinigkeit von Eigentum, Freiheit und Gleichheit.“ (vgl. S. 915)

IV. Das allgemeine Interesse als bloße Allgemeinheit der selbstsüchtigen Interessen?

1. Das System der Bedürfnisse

Soeben wurde Marx vielfach für ein Verständnis von Freiheit, Gleichheit und Selbständigkeit zi-

tiert, das als perfekte und konkretisierende Umschreibung dessen gelten kann, was Hegel als das „System der Bedürfnisse“ begriffen hat. Auch nach Hegel spielt sich die Befriedigung der Bedürfnisse in einer eigenartigen und gegenläufigen dialektischen Bewegung ab, in welcher die „subjektive Selbstsucht“ umschlägt in den „Beitrag zur Befriedigung der Bedürfnisse aller“. (Hegel 1821, § 199) „In der bürgerlichen Gesellschaft ist jeder sich Zweck, alles andre ist ihm Nichts. Aber ohne Beziehung auf Andre kann er den ganzen Umfang seiner Zwecke nicht erreichen. Diese Andren und ihr Verhältnis sind nun Mittel zum Zweck des Besonderen.“ (Hegel 1818-31, S. 567, auch 614-616)

Was Marx als das wechselseitige „Integrieren“ schon moderner beschreibt faßt Hegel so:

„Eins ist nur mit (dem) und durch das Andre, und die Notwendigkeit besteht in dem Schein, daß zwei Selbständige sind, (...) daß aber das wahre Verhältnis dies ist, daß beide nur durch und füreinander sind.“ (S. 574) Man hat es zu tun mit dem „Gebundensein zweier Selbständiger aneinander, so daß an sich Jedes nur in der Identität mit dem anderen ist, aber beide als selbständig erscheinen (...) Und doch hat Jedes das Andre zur Bedingung, ist nur durch das Andre.“ (S. 572)

Dazu noch einmal Marx:

„Beide wissen, daß das gemeinschaftliche Interesse eben nur in der Doppelseitigkeit, Vielseitigkeit und Verselbständigung nach den verschiedenen Seiten, der Austausch der selbstsüchtigen Interessen“ ist. (Marx 1857/8, S. 156)

Jeder aber verfolgt am Ende doch sein eigenes Interesse, und das Allgemeine konstituiert sich dabei nur indirekt, gewissermaßen hinter dem Rücken: „Das allgemeine Interesse ist eben die Allgemeinheit der selbstsüchtigen Interessen.“ (S. 156)

Das erscheint insofern unbefriedigend, als die Menschen dabei zwar der Wirklichkeit nach reale Gemeinschaftswesen sind, die Art und Weise ihres wirtschaftlichen Daseins aber zur selbstsüchtigen Zweckverfolgung führt. So sind sie objektiv und „an sich“ Gemeinschaftswesen, subjektiv und „für sich“ aber etwas anderes; sie sind nicht auch schon „an und für sich“ Gemeinschaftswesen.

2. Das Gemeinwesen

Zwar fungiert der andere nicht mehr wie in der Ideologie der bürgerlichen Ökonomie und in den Freiheitsvorstellungen der Menschenrechtserklärungen, die der junge Marx kritisierte, als bloßes Hindernis der eigenen Freiheit, sondern als deren Bedingung und Voraussetzung. Aber man hat den Eindruck, als sei auch Marx noch nicht ganz zufrieden mit dem allgemeinen Interesse, das bloß als Allgemeinheit der selbstsüchtigen Interessen erscheint, – so sehr er auch herausarbeitet, daß es sich dabei um die reale Basis von Freiheit und Gleichheit handelt.

Um Klarheit zu gewinnen, muß man sich bewußt machen, daß Marx es bei der Kritik der politischen Ökonomie ebenso wie Hegel bei seinem System der Bedürfnisse nicht mit dem ganzen gesellschaftlichen Menschen zu tun hat, sondern zunächst nur mit dem ökonomischen Menschen, der seine elementaren und seine darüber hinausführenden wirtschaftlichen Verbrauchs- und Erzeugungsbedürfnisse in einem Integrationsverband auf Wechselseitigkeit des Austauschs befriedigt.

Bei Hegel macht dieses „System der Bedürfnisse“ bekanntlich nur ein Teilsystem der „bürgerlichen Gesellschaft“ aus. Die bürgerliche Gesellschaft ist weiter. Sie umgreift die Familie und die Korporation. Und die bürgerliche Gesellschaft insgesamt wiederum konstituiert die freiheitliche Grundlage des Staates als der umfassenden Gemeinschaft, in der die Menschen Felder für Identifikationen finden, die über die Sphäre der „selbstsüchtigen Interessen“ hinausführen.

Daß auch für Marx die Menschen sich nicht darin erschöpfen, daß sie ihre ökonomische Not bewältigen, sondern darüberhinaus in ein wie auch immer gestaltetes „Reich der Freiheit“ streben, ist ebenfalls bekannt. Die Diktatur des Proletariats sollte nur Instrument und Übergang sein. Sehr genau allerdings waren die Vorstellungen und Verheißungen nicht; im Gegenteil: Es schien zu früh, es erschien als Utopismus, sich über die konkrete Gestalt des zukünftigen Menschen, sich also auch konkrete Gedanken über die zukünftige Gesellschaft und das zukünftige Gemeinwesen zu machen. So bleiben die Zukunft und der zukünftige Mensch abstrakt fast wie die

abstrakten Gottheiten der Religion und des Geldes, die Marx überwinden wollte. (Suhr 1975, S. 331ff.)

3. Der Mensch als Gemeinschaftswesen

Unabhängig davon, wie die Gestalt des menschlichen Gemeinwesens als Wirklichkeit erscheint, zeigen sich bei Marx jedoch auch Einsichten in das Wesen der Menschen, die über das bloß ökonomische selbstsüchtige Interesse hinausführen. Zwar handelt es sich dabei um Erkenntnisse vor allem des jungen Marx. Aber der spätere Marx hat den jüngeren nie verleugnet.

Die Kritik der politischen Ökonomie galt der realen Basis, und ohne kritische Überwindung der kapitalistischen Wirtschaft hatte es wenig Sinn, idealistisch ins Blaue hinein politische Konzepte zu erfinden. Aber die anthropologischen Einsichten des jungen Marx bilden nach wie vor den Hintergrund, das Orientierungsraster und die Ausgangsstellung für die Kritik der politischen Ökonomie, die den Weg frei machen sollte für eine bessere menschliche Wirklichkeit im Sinne der sehr elementaren, sehr allgemeinen, aber doch auch stets grundlegenden philosophischen Anthropologie des jungen Marx.

Schon der junge Hegel hatte seine Schwierigkeiten mit ideologischen Täuschungen und Klischeevorstellungen in den Köpfen der Sozial- und Politphilosophen seiner Zeit. Damals wie vielfach noch heute stellen sich viele den Menschen und seine Freiheit als Individuum vor, das allein tun und lassen kann, was anderen nicht schadet. Und dabei erscheint der Nächste als lästiges Hindernis der eigenen Freiheit. Dagegen Hegel: „Die Gemeinschaft der Person mit anderen muß (...) wesentlich nicht als eine Beschränkung der wahren Freiheit des Individuums, sondern als eine Erweiterung derselben angesehen werden.“ (Hegel 1801, S. 82; Suhr 1986, S. 8f.) Diese Wirklichkeit der Freiheit wird inzwischen auch innerhalb der modernen Grundrechtswissenschaft berücksichtigt. (Suhr 1976 und 1984)

Sachlich gleich, aber im Ton angriffslustiger kritisiert Marx das Freiheitsverständnis der Menschenrechtserklärungen:

„Die Freiheit ist also das Recht, alles zu tun

und zu treiben, was keinem anderen schadet (...) Die Freiheit des Menschen als isolierter, auf sich zurückgezogener Monade.“ Dieses „Menschenrecht der Freiheit basiert nicht auf der Verbindung des Menschen mit dem Menschen, sondern vielmehr auf der Absonderung des Menschen von dem Menschen. (...) Die praktische Nutzenanwendung des Menschenrechts der Freiheit ist das Privateigentum (...) Sie läßt jeden Menschen im anderen nicht die Verwirklichung, sondern vielmehr die Schranke seiner Freiheit finden.“ (Marx 1844, S. 364f.)

Man muß nun einmal voraussetzen, daß die Menschen erkennen, wie sehr die je eigene Freiheit den anderen voraussetzt: den anderen, der zuhört, hilft, in einen Vertrag einwilligt, leistet, in eine Gesellschaft mit eintritt und auf diese Weise dem hilflosen und vereinzelter „Individuum“ aus dem Gefängnis seines isolierten Ich verhilft. Die Menschen müssen das nicht vollbewußt und reflektiert „erkennen“, sondern sie sollen es nur spüren. Und wenn man sich bei einem Vertrag als gleichberechtigt anerkannt erfährt, wenn man sich nicht unter einseitigem Druck spürt und wenn man nicht gedemütigt wird dadurch, daß man individueller oder struktureller Übermacht ausgeliefert ist: Dann freut man sich in der Regel über den gelungenen Handel, und zwar nicht nur, weil man selbst sein Ziel erreicht, sondern auch, weil man dem anderen dazu verhilft, daß auch er zu seinem Zwecke gelangt.

Man bleibt im System der Bedürfnisse also gerade nicht auf schiere ökonomische Selbstsucht beschränkt. Man erhält vielmehr tagtäglich Anschauungsunterricht darin, daß das eigene Tun und Leisten anderen und das der anderen einem selber weiterhilft. Man lernt dabei, auch die Freude des anderen als eigene Freude mitzuempfinden nach der Logik des Sprichwortes, wonach geteilte Freude doppelte Freude ist. (Suhr 1975, S. 293ff.)

So kommt es: Der reale Prozeß, der zunächst anscheinend bloß primitiv selbstsüchtige wechselseitige Instrumentalisierung zwecks Bedürfnisbefriedigung ist, wird von der Erfahrung eingeholt und überholt derart, daß der ökonomische Vorteil, den man dem jeweils anderen bereitet, als psychologische Bestätigung und Anerkennung des Selbst und als Mitfreude zurück-

schlägt. So entspricht der materiell-ökonomischen „Integrierung“, von der Marx (1857/8, S. 154f.) spricht, am Ende die ideell-psychische Integrierung der anderen ins eigene Empfinden und Wissen. Dann wird die „Doppelseitigkeit und Wechselseitigkeit“ der selbstsüchtigen Interessen übersetzt in eine Doppelseitigkeit und Wechselseitigkeit des eigenen Wesens.

Diese ideell-psychische Vergemeinschaftung des Menschen, wie sie soeben am einfachen Beispiel des wechselseitigen Vertrages idealtypisch veranschaulicht worden ist, erschöpft sich freilich nicht in der Verinnerlichung solcher Verträge. Sie hat ihre eigenen Probleme, Pathologien und Tücken. Sie wird heute sozial-psychologisch erforscht. Sie wird vorausgesetzt in Konzepten der repräsentativen Demokratie. (Suhr 1975, S.343) Und im wirtschaftlichen Bereich bekommt man es mit ihr z.B. auch dann zu tun, wenn man die Zusammenarbeit von Menschen in Unternehmen und anderen Korporationen untersucht oder einrichtet.

Solange freilich in der kapitalistischen Wirklichkeit der Wirtschaft die elementare monetäre Ungleichheit des Tauschens und Wirtschaftens die alltägliche Grundlage fast alles anderen Erwartens, Handelns, Denkens und Empfindens konstituiert, kann schwerlich eine ausgeglichene menschliche Wirklichkeit verinnerlicht werden. Man übt und trainiert vielmehr tagtäglich die Ungleichheit, die Übervorteilung, die Übermacht und das Ausgeliefertsein.

Und während die Nicht-Kapitalisten kraft ihres Produzierens-und-Konsumierens noch tagtäglich die Erfahrung elementarer Wechselseitigkeit machen, erscheint die ökonomische Welt aus der Erfahrung des kapitalistischen Profitierers als einseitig und asymmetrisch. Solche Erfahrung schlägt sich im Innern nieder und formt die Menschen, fast ohne daß sie sich wehren können.

Und selbst wenn eines Tages Symmetrie und Gleichheit innerhalb der realen Basis aller Freiheit und Gleichheit hergestellt sind, wird es lange dauern, bis die äußeren Institutionen sich zurückbilden, die auf dem Boden der herkömmlichen Asymmetrien gewachsen sind, und bis wir uns innerlich auf die neue Gleichheit als selbstverständliche Grundlage unserer neuen Freiheit eingestellt haben.

Literaturverzeichnis

- Aristoteles, 1972: Nikomachische Ethik. Hrsg. Von Günther Bien. 3. Aufl., Hamburg 1972.
- Binswanger, Hans Christoph, 1985: Geld und Magie. Deutung und Kritik der modernen Wirtschaft anhand von Goethes Faust. Stuttgart 1985.
- Bray, John F., 1839: Labour's Wrongs and Labour's Remedy. Or the Age of Might and the Age of Right. Leads 1839. Neudruck London 1968.
- Bubeck, C. Harry, 1966: Vollbeschäftigung ohne Inflation. Geldumlaufsicherung und deren Darstellung in einem „Keynesschen“ System. Hamburg 1966.
- [Creutz, Helmut](#), 1986: Die Sicherung des Geldumlaufs in der Praxis. In: Zeitschrift für Sozialökonomie. 68. Folge, 23. Jahrgang (März 1986), S. 26 – 29.
- Dahlberg, Arthur, 1938: When Capital Goes on Strike. How to Speed up Spending. New York und London 1938.
- Engels, Friedrich, 1868: Konspekt über „Das Kapital“ von Karl Marx. Geschrieben 1868. Zitiert nach: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Band 16. Berlin 1968. S. 243 – 287.
- ders., 1885: Vorwort zur ersten deutschen Ausgabe von Karl Marx, Das Elend der Philosophie. Stuttgart 1885. Zitiert nach: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Band 21. Berlin 1969.
- ders., 1894: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft. 3. Auflage. Stuttgart 1894. Zitiert nach: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Band 20. Berlin 1968. S. 1-303.
- Engels, Wolfram, 1981: The Optimal Monetary Unit. Real-asset Currency, State Monetary Sovereignty, and the Private Issue of Bank Notes. Frankfurt/M. 1981.
- Findlay, Ronald, 1963: The Robinsonian Model of Accumulation. In: *Economica*, Vol. XXX (1963), S. 1-12.
- Fisher, Irving, 1932: Schwundgeld. In: *Das Tagebuch*. München, 24.12.1932.
- ders., 1933: *Stamp Scrip*. New York 1933.
- Friedman, Milton, 1976: Die optimale Geldmenge und andere Essays. Frankfurt/M. 1976.
- Ganßmann, Heiner, 1986: Geld – ein symbolisch generalisiertes Medium der Kommunikation? Zur Geldlehre in der neueren Soziologie. In: *Prokla*, Heft 63, Juni 1986, S. 6-22.
- [Gesell, Silvio](#), 1949: Die natürliche Wirtschaftsordnung. 9. Auflage. Lauf bei Nürnberg 1949.
- Gray, John, 1831: *The Social System. A Treatise on the Principles of Exchange*. Edinburgh 1831. Neudruck New York 1972.
- ders., 1848: *Lectures on the Nature and Use of Money*. Edinburgh 1848. Neudruck: New Jersey 1972.
- Hankel, Wilhelm, 1986: John Maynard Keynes. Die Entschlüsselung des Kapitalismus. München und Zürich 1986.
- Hegel, Georg Friedrich Wilhelm, 1801: *Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems der Philosophie*. Jena 1801. Zitiert nach: Werke 2. Frankfurt/M. 1970.
- ders., 1818 – 31: *Vorlesungen über Rechtsphilosophie 1818 -1831*. Edition und Kommentar von Karl-Heinz Ilting. 3. Band. Stuttgart-Bad Cannstatt 1974.
- ders., 1821: *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Berlin 1821. Zitiert nach der Ausgabe von

Lasson. 3. Aufl., Leipzig 1930.

Heinsohn, Gunnar/Steiger, Otto, 1981: Geld, Produktivität und Unsicherheit in Kapitalismus und Sozialismus. In: Leviathan 1981, S. 164 -194.

Herr, Hansjörg, 1986: Geld – Störfaktor oder Systemmerkmal? In: Prokla, Heft 63 (Juni 1986), S. 108-131.

ders., 1986a: Zentralbank und Spielräume alternativer Geldpolitik. In: Perspektiven ökologischer Wirtschaftspolitik. Ansätze zur Kultivierung von ökologischem Neuland. Frankfurt 1986, S. 462-483.

Johnson, H. G., 1969: Inside Money, Outside Money. Income, Wealth and Welfare in Monetary Theory. In: Journal of Money, Credit and Banking, Vol. 1 (1969), S. 30-45.

[Keynes, John Maynard](#), 1936: The General Theory of Employment, Interest and Money. London 1936. Neudruck 1961.

Luhmann, Niklas, 1983: Das sind Preise. Ein soziologisch-systemtheoretischer Klärungsversuch. In: Soziale Welt 34.2 (1983), S. 153 -170.

ders., 1984: Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System. In: Zeitschrift für Soziologie, Jahrgang 11.4 (1984), S. 366-379.

Marx, Karl, 1844: Zur Judenfrage. In: Deutsch-Französische Jahrbücher.

Paris 1944. Zitiert nach: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Band 1. Berlin 1970. S. 347-377.

ders., 1857/8: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie 1857/1858. Moskau 1939/1941. Neudruck: Frankfurt und Wien o.J.

Ders., 1859: Zur Kritik der Politischen Oekonomie. Berlin 1859. Zitiert nach: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Band 13. Berlin 1969, S. 3 – 160.

ders., 1862/3: Theorien über den Mehrwert (Vierter Band von „Das Kapital“), geschrieben 1862/63. Dritter Teil. In: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Band 26.3. Berlin 1968.

ders., 1890: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. 1. Band. 4. Aufl., Hamburg 1890. Zitiert nach: Karl Marx/Friedrich Engels: Werke, Band 23. Berlin 1969.

ders., 1894: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. 3. Band. Herausgegeben von Friedrich Engels. Hamburg 1894. Zitiert nach: Karl Marx/ Friedrich Engels: Werke, Band 25. Berlin 1969.

Parsons, Talcot, 1967: On the Concept of Political Power. In: ders.: Sociological Theory and Modern Society. New York 1967.

Proudhon, Pierre Joseph, 1851: Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von A. Ruge und A. Darimon. Leipzig 1851. 3. Band. Neudruck Aalen 1973.

Radecke, Wilhelm, 1954: Nachwort zu Karl Walker (1954), S. 18-20.

Riese, Hajo, 1983: Geldökonomie, Keynes und die Anderen. Kritik der monetären Grundlagen der Orthodoxie. In: P. De Gijssel u.a. (Hrsg): Ökonomie und Gesellschaft. Jahrbuch 1: Die Neoklassik und ihre Herausforderung. Frankfurt/M., New York 1983.

ders., 1985: Keynes' Geldtheorie. In: Harald Scherf (Hrsg.), Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie IV. Berlin 1985, S. 9-26.

ders., 1986: Kritik der Kritik. In: Erich Hödl/Gernot Müller (Hrsg.), Die Neoklassik und ihre Kritik. Diskussionsband zu „Ökonomie und Gesellschaft“, Jahrbuch 1. Frankfurt/M. Und New York 1986, S. 326-346.

Ricardo, David, 1817: On the Principles of Political Economy and Taxation.

London 1817.

Spahn, Heinz-Peter, 1986: Stagnation in der Geldwirtschaft. Dogmengeschichte, Theorie und Politik aus keynesianischer Sicht. Frankfurt/M., New York 1986.

Stanisic, P., 1925: Marx oder Gesell? Hamburg und Bern 1925.

Suhr, Dieter, 1975: Bewußtseinsverfassung und Gesellschaftsverfassung. Über Hegel und Marx zu einer dialektischen Verfassungstheorie. Berlin 1975.

ders., 1976: Entfaltung der Menschen durch die Menschen. Zur Grundrechtsdogmatik der Persönlichkeitsentfaltung, der Ausübungsgemeinschaften und des Eigentums. Berlin 1976.

ders., 1983: Geld ohne Mehrwert. Entlastung der Marktwirtschaft von monetären Transaktionskosten. Frankfurt 1983.

ders., 1984: Freiheit durch Geselligkeit. In: Europäische Grundrechte Zeitschrift 11 (1984), S. 529-546.

ders., 1986: Befreiung der Marktwirtschaft vom Kapitalismus. Monetäre Studien zur sozialen, ökonomischen und ökologischen Vernunft. Berlin 1986.

Suhr, Dieter/Godschalk, Hugo, 1986: Optimale Liquidität. Eine liquiditätstheoretische Analyse und ein kreditwirtschaftliches Wettbewerbskonzept.

Frankfurt/M. 1986.

[Walker, Karl](#), 1952: Die Technik der Umlaufsicherung des Geldes. Heidelberg-Ziegelhausen 1952.

ders., 1954: Die Überwindung des Kapitalismus unter Beibehaltung des marktwirtschaftlichen Wettbewerbs. Lauf bei Nürnberg 1954.

White, Lawrence H., 1987: Accounting for Non-interest-bearing Currency: A Critique of the Legal Restrictions Theory of Money. In: Journal of Money, Credit, and Banking. Vol. 19.4 (November 1987), S. 448-456.

Yeager, Leland B., 1968: Essential Properties of the Medium of Exchange.

In: Kyklos 21 (1968), S. 45-69.